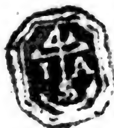


<36634755140010

Der Kampf mit den Verhältnissen, oder der Unbekannte.

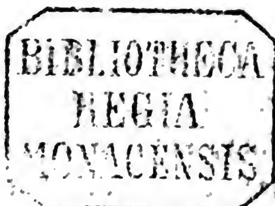
Von

A. Lafontaine.



Drittes Bändchen.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1815.



Der Glückwunsch auf die Reise.

„„Oh, geh zum Teufel!" rief Erik hinter dem weggalloppirenden Olof her — „wenn ich Erbe bin! Wenn?" sagte er unruhig, über die Scene nachdenkend. Er kam zu Hause; er ging zu seinem Oheim, um zu erfahren, was vorgefallen war. Der Oheim war kalt und erwähnte Olofs mit keinem Worte. Erik fragte im ganzen Hause nach Olof. Niemand wußte etwas von ihm. „Geh! geh zum Teufel!" rief er noch wohl zehnmal, ohne zu wissen, ob Olof seinen Wünschen folgen würde. Zehmal betrachtete er seines Oheims Gesicht, ob er nicht da eine Erklärung von Olofs Worten lesen könnte.

Der Oheim will, was Olof nicht darf, und für Gold, Graf Erik, glauben Sie mir, sind wir, Olof und ich, nicht zu haben. Sie sind hier Erbe und Herr; Olof überall, wo er ist. Seyn Sie unbesorgt, Olof wird Ihnen die Herrschaft hier nie streitig machen." Dann wendete sie stolz den Rücken ihm zu und ging."

„Erik verwünschte seines Oheims schweigende Förmlichkeit. Aber sein Entschluß war schnell gefaßt. Er nahm auf ein paar Tage von seinem Oheim Abschied, ohne zu sagen, wohin er wollte. Er ritt mit einem Bedienten ab. Er durchstreifte die Gegend umher, als suchte er Olof. Dann kam er trauernd zurück. Der Oheim sah alles, und freute sich seines Edelmuths. Dann drang Erik zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit in das Kabinet seines Oheims, ohne sich melden zu lassen."

„„Das muß sehr wichtig seyn, was Du bringst, Erik!" sagte der Graf, den atlassenen Schlafrock unwillig zusammen nehmend.

„„Verzeihung, gnädiger Oheim! Ich muß. Ich habe Olof gesucht, ich muß noch mehr thun, ich bin hier, ihn gegen den Zorn seines Oheims zu vertheidigen.“

„„Nun denn, mein Sohn!“ Er bot Eriken einen Stuhl.

„„Ich will Olofs Grundsätze nicht vertheidigen, gnädiger Oheim; aber seine Jugend. Er liebte, und —“

„„Er liebte? Du weißt also — Nun denn, rede! Ich erlaube Dir —“

„Erik redete von einer Liebe Olofs; aber so räthselhaft, daß ihm immer für alles eine Entschuldigung übrig geblieben wäre.“

„Der Graf hörte ruhig zu, und die Thränen, die Erik vergoß, und die dem Betrüger flossen, weil er sich selbst mit der falschen Vertheidigung Olofs gerührt hatte, überzeugten den Grafen, daß sein Neffe die Wahrheit sagte. Er stellte die Hand auf die Hüfte, und sagte ernst: „Olofs Abreise macht Dich hier zum Herrn. Ich werde den Fürsten sprechen. Ich wünschte nicht, daß Jemand sonst

hier, Deinen Schmerz sähe, obwohl er großmüthig genug ist. Häusliches Unglück, mein Sohn —" der Graf war selbst gerührt — Er setzte rasch hinzu: „Und er war ein Heuchler! Glaube mir! Und er haßte Dich!"

„„Das weiß ich; aber nach seinen Grundsätzen durfte er mich nicht lieben. Das durfte ich."

„Da umarmte der Graf den Neffen, und sagte: „„Du bist von heute an Herr hier, und ich will mit dem Fürsten reden. Geh!"" Erik wollte reden; aber der Graf sagte herrisch: „Geh!" Er ging. Der Graf sagte kopfschüttelnd: „Erik schien mir der Heuchler, und Olof? — Ich hätte es ja wissen können."

„„O geh zum Teufel" rief Erik, die Hände freudig reibend. „So bin ich denn Herr! Herr! und Marie? O Marie!" Er flog zu ihr, noch mit den nassen Augen, und den Fluch auf den Lippen. Er sagte ihr, wie er ihren Bruder gesucht, wie er für ihn beim Oheim ge-

sprochen. Er bat sie, sich dem Oheim, den er wankend gemacht, zu Füßen zu werfen und den Frieden der Familie wieder herzustellen.

„„Nein, Herr Graf,“ antwortete Marie mit kleinen Verbeugungen und schnellen Worten — „ich hielt Sie bisher für ein armes Ding von gar nichts, das, wie mein Schooßhündchen, aufwartet, das Pfötchen giebt, schmeichelt, und bei Gelegenheit dem Weggehenden in den Rock beißt; aber ich sehe, Sie sind mehr, ein Kätzchen, das gnurrend um den Baum, auf dem die Nachtigall ihre Lieder singt, her schwänzelt, sich krümmt, auf den Vieren liegt, unbeweglich die grünen blinzelnden falschen Augen auf den Sänger gerichtet hält, dann leise heran klettert, mit einem schnellen Sprunge fängt, das Thierchen grausam aus einer Kralle in die andere wirft, bis es unter Martern stirbt.“ Hier machte sie ihm eine tiefe Verbeugung. „Mein Bruder läßt nicht für sich bitten!“ Mit den Worten ging sie neben ihm weg.“

„„O so geh zum Teufel!" rief er bitter. „Aber gern oder ungern, stolzes Mädchen, Du sollst mein seyn!"

„Er harrte nun voll Sehnsucht dem Tage entgegen, da sein Oheim mit dem Fürsten reden würde. Sein Oheim behandelte ihn jetzt zutraulicher, als sonst; aber eben deshalb durfte Erik sich nicht merken lassen, daß er die Sache wünschte. Der Oheim war wirklich vollkommen entschlossen, die Sache abzumachen; aber es war seine Manier, die Leute eine lange Zeit in Ungewißheit über sich zu lassen. Erik fühlte alle Martern der Ungewißheit und der Sehnsucht."

„Ach, Elise war die Einzige, die nicht fragte, die nur am Fenster saß, und den Weg hütete, auf dem die verzeihende Liebe den Geliebten zurückführen konnte. Stumm war sie und bleich, und die Augen standen voll Thränen, wenn sie die Glocke in die Gesellschaft rief. „Ach," dachte sie in dem stummen, bittern Schmerze — „will denn Niemand seinen Namen nennen? Wird denn nicht Einer fragen: Wo

ist er?“ Sie sah den Oheim mit sterbenden Blicken an; sie sah nur sein vornehmes, nichts sagendes Lächeln, womit er ihren unendlichen Schmerz zu überwinden meinte.

„Ihre Mutter war voll mütterlicher Freude über Eriks Hoffnungen, und über noch eine Hoffnung, die sie Elisen verbarg. Marie, Olofs Schwester, an die jetzt alles sie hinzog, behandelte sie mit stolzem, strengen, stummen Mitleiden; und hob Elise ein Gespräch an, das auf Olof leitete, so brach Marie es kalt ab, und ging sogar, wenn Elise dennoch wagte, fortzufahren. Endlich wagte sie es dennoch. Sie warf ihre Arme um Mariens Hals, und hielt sie fest. „O,“ rief sie dann — „sage mir ein Wort von Olof, liebste Marie!“

„„Du hast ihn auf ewig verloren!“ sagte Marie mit schweren Worten. „Wie? das weiß ich nicht! Du aber weißt es!“

„Elise legte beide Hände vor die Augen, und sagte zwischen jedem Worte

schluchzend: „Ich habe ihn auf ewig verloren! So fahr hin, grausamer Unmensch! so fahr hin auf ewig!" Sie flog aus dem Zimmer, und in der offnen Thür seines Zimmers stand ihr Oheim. „„Was ist Dir, Elise?"" fragte er — „„ich liebe das nicht. In die Einsamkeit gehört dieses Gesicht und der Schmerz. Was hast Du, rede!"" Er zog sie ins Zimmer."

„Sie verstummte aus Ehrfurcht. Er hob wieder an, aber mit strenger Kälte: „Olof liebte Dich; Du ihn! das war unser Wunsch. Er vergaß Dich. O er hat noch mehr vergessen; mich, seinen Namen, seine Ehre, seinen Rang, sich selbst. Seine unwürdige Liebe —"

„„Unwürdige Liebe?" fragte Elise furchtsam.

„„Gegen ein Mädchen unter seinem Stande."

„„Wer sagt das?" rief Elise laut, vom Schmerz übermannt.

„„So sagt mir Erik, und —"

„„So sagte er? o der Lügner! Oheim, Olof liebt mich — ach, ich — ich bin die Schuldige und die Unschuldige!"

„„Wie? rede!" Aber weiter war aus Elisen nichts zu bringen, als daß sie noch einmal feierlich versicherte, daß Olof keine andere liebe, als sie, daß eine kleine Eifersucht, die sie nicht hätte hindern können, Schuld an seinem Bruche mit ihr sey."

„„Eifersucht? Nun denn, so wird er wieder kommen, und wir wollen ihm verzeihen! Dein Bruder aber —" Aber er setzte kein Wort weiter hinzu. Er entließ Elisen mit den Worten: „Ist denn hier kein Herz groß genug, den kleinsten Schmerz zu tragen, als meines?"

„Er fragte Erik nach Olofs Geliebten, und bestimmt. Erik stockte. Der Graf schien es nicht zu bemerken. Er brach die Unterredung ab; aber er reiste nicht zum Fürsten. Von Olof redete er, als sey er auf einer Reise, und man hoffte auf seine Zurückkunft!"

Sie lebte am Hofe. Der Fürst liebte sie lange, und unter ihrem Schutz stieg ihr Bruder von Stufe zu Stufe, bis auf die Erste des Throns. Er wurde Minister, und, von seinem Oheim zum Ernst und zum Geschäft gewöhnt, und zur Erhaltung des Anstandes und der Ehre, dem Lande nützlich. Was sein Oheim versäumt hatte, das Lehn in Eigenthum zu verwandeln, wäre ihm leicht geworden. Aber er sah recht wohl, daß das jetzt ihm nicht half, da er, wenn Olof da war, kein Recht an dem Besitze der Güter hatte."

„Olof war nicht wieder gekommen. Er hatte ihn vergessen; aber wenn er einmal an ihn dachte, so rief er noch immer: „„O geh zum Teufel!""

Der Freund, der Name.

„Olof sprengte davon mit voller Brust, so lange der Zorn seiner letzten Unterredung

redung mit Erik dauerte. Dann aber kam es ihm vor, als ritte er in eine dunkle Nacht hinein, in eine fremde, unbekannte Welt. Er fühlte, welchen Gütern er entsagt hatte. Die Ueberlegung zog ihn zurück, die Liebe noch mehr; denn wie wollte er leben ohne Elise?"

„Er hielt sein Pferd auf einer Höhe an, wo er das Schloß seines Oheims im hellen Glanz der Sonne vor sich sah. Das Wort „Bettler" widersetzte sich jedem neuen Entschlusse in seiner Seele. Das Wort „Elender" brannte im giftigen Hasse fort. Zurückkehren? Die Schaam hätte die Rückkehr jedes Jünglings verzögert, und er, er verrathen von der Geliebten, oder — noch schlimmer — von der Liebe an einen Fürsten verkauft? er mußte fort! auf ewig fort!"

„Und zum zweitenmal fühlte sein Pferd die Sporen. Das Schloß des Oheims verschwand; an dem Gränzsteine des Guts sprengte er rasch weg, und er trat in die Welt hinein, allein, ohne Freund, ohne Verwandten, ohne Namen."

„Entschlossen war er, nicht umzuwenden; so verschwand die Furcht, und die Hoffnung nahm ihn auf ihre Flügel. In seiner Brust stieg ein still mächtiger Stolz empor, den jedes edle Gemüth in der Jugend einmal fühlt: nichts dem Glück zu verdanken, alles sich selbst; und das hob ihn hoch über die Laufbahnen des herrschenden Zufalls und eines kriechenden Lebens."

„Vor ihm ging die Sonne unter, hinter ihm ging der Vollmond auf, und in der Mitte dieserUnendlichkeit stand er, eine tugendhafte Vergangenheit, sanft leuchtend wie der Mond, hinter sich, und eine dunkle, aber große Zukunft voll Thaten vor sich, und da fühlte er, daß in dem Menschen noch etwas Göttlichers walte, als das Glück und die Klugheit, der Wille, die Ehre; und so sprengte er zum drittenmal fort, einer Stadt und dem Nachtquartier zu."

„Mit der Nacht hielt er Rath, was er wollte, wohin. Sein Geld reichte lange, aber nicht immer. Der Mantel eines

Zynikers, scheint dem Jüngling prächtiger, als ein Fürstenmantel. Am andern Morgen verkaufte er sein Pferd, seine wenigen Sachen packte er in eine Jagdtasche, die Familienpapiere, deren Duplikat ihm der Graf ehedem gegeben, trug er auf der Brust, mit dem Gemählde seiner Mutter, das ihm Marie gegeben hatte."

„Mit einem Stabe in der Hand verließ er die Stadt; und der Frühling mit seinen schlagenden Nachtigallen und seinen Blumendüften, und die Welt mit ihren stolzen Hoffnungen und Ehrenpforten nahm den erwartenden Jüngling auf."

„Was er wollte, und wohin, war ihm die Nacht zu ersinnen nicht gelungen; denn die hohe Hoffnung in des Jünglings Brust riß ihn immer, wenn er das bedenken wollte, an's ferne, dunkle, aber stolze Ziel, oder der Schmerz zog ihn zurück an den Hügel, wo er, Elisens Hand in seiner, sein Paradies gefunden hatte. Er wollte es heute besinnen, und so ging er den ersten Weg nach Westen fort."

„Er schwankte zwischen den drei olympischen Siegskränzen der Jugend, ob er wie Alexander den Degen, um eine Welt frei zu machen, nicht sie zu erobern, oder wie Christoph Kolom das Ruder, eine Welt zu entdecken, ergreifen, oder wie Diogenes in eine Tonne kriechen sollte, um eine Welt zu verachten. Er haßte die Fürsten, seit ein Fürst ihn um die Geliebte betrog, die höhern Stände seit seiner Dienstbarkeit auf dem Saale seines Oheims, er haßte die Menschen, die wie Schaafe und Kühe nur in den Stall an die Kette gehen, um an die volle Krippe zu kommen. Er warf sich auf jeden grünen Hügel, durchlief die Geschichte, und rief mit seinem geliebten Autor, dem Tacitus: „„Alles Menschliche ist ein verächtliches Kinderspiel! Diese rasenden Tyrannen,““ fuhr er laut fort und zürnend — „„dieser tückische Gleisner Tiberius, dieser tolle Cajus, dieser schöngeisterische Satan, Nero, dieser blutgierige Kritias —““

„„Den Thrasea und Sokrates neben Nero und Kritias nicht zu vergessen!““ rief eine Stimme hinter ihm, und über ein kleines Gebüsch erhob sich ein schwarzhaariger Kopf, mit einem verbrannten Gesicht, und blitzenden Augen, die ihn freundlich ansahen. Die liegende Gestalt erhob sich auf die Kniee. Der Fremde schenkte ein Glas voll Wein, sagte: „Libemus Jovi liberatori!“ trank und reichte dann das Glas dem Jüngling.“

„Olof, den Fremden starr betrachtend, nahm das Glas, und trank auf dieselben Worte. Der Fremde warf sich neben Olof auf den Boden. Olof betrachtete das Gesicht näher, und seine edeln Züge voll einer sanften Freundlichkeit. Der Fremde reichte ihm die Hand, und sie waren in dem Augenblick bekannt, fast Freunde.“

„„Sie zürnen mit dem Geschick, junger Herr, wie ich höre, und freilich enthält die Geschichte die Kriminalakten des menschlichen Geschlechts; und Tacitus und die Memoiren sind die klassischen Au-

toren dazu; aber hinter einem Buche des Tacitus her setze ich mich an ein Tauf- und Trauregister, an diese ewigen Säcular-Feier, Freuden- und Festtage, und zähle gegen Einen Seufzer zehntausend Freudejauchzen, gegen ein kummervolles, nasses Auge hunderttausend glänzende Augen voll Freudenthränen. Zu jeder Taufe, in den hunderttausend Freudenregistern des menschlichen häuslichen Lebens, die nie gedruckt werden, gehört eine selige Mutter, ein glücklicher Vater, zehntausend Segenswünsche, eben so viel frohe Hoffnungen, eine unendliche Liebe, von denen nie ein Nero etwas merkt. Und nun stellen Sie neben die beiden kleinen Bändchen des Tacitus diese ungeachteten zehntausend Bände der menschlichen Freuden, die nichts als nur die Namen der Glücklichen enthalten. Und hilft das noch nicht, Herr, so nehme ich das Sterberegister, dessen erhabene Aufschrift heißen sollte: Jovi liberatori! worin, Gott Lob, der Name jedes Nero auch vorkommt, wie jedes Unglücklichen

und dort findet ja jeder Gute die Säcular-Spiele des Lebens."

„Der Fremde sagte das alles mit einer immer weichern Rührung; und so wurde Olofs Herz erweicht zu Thränen. Aber er sagte nichts; er sann nur nach, ob wahr sey, was der Fremde sagte. Es schien ihm so. Er erröthete nun, und er stand auf, um zu gehen."

„„Ich gehe mit Ihnen,"" sagte der Fremde, und auf einmal freundlicher — „„und wahrhaftig, ich gehe ja eben dahin, um einen frohen Blick zu thun in das Buch, wo mein Name steht, in meine Wiege, zu meiner Amme empor, die das Kind, den Knaben, und den Jüngling noch im weichen Arm und an dem weichen Busen trug. Ich gehe, um das Dorf zu sehen, wo ich geboren wurde.""

„Der Mensch sagte das mit so leuchtenden frohen Augen, daß Olof sich erbot, ihn zu begleiten. Der Fremde reichte ihm die Hand, und sie gingen den Weg mit einander."

„„Ich kann mir nicht helfen,““ sagte der Fremde lächelnd — „„ich muß Ihnen sagen, wie glücklich mich dieser Gang macht in meiner Kindheit Zauberland. Mein Vater war Prediger in dem Dorfe. Ich war meiner Eltern einziges Kind. Und nun — o wie oft habe ich mich für den Unglücklichsten aller Menschen gehalten! — und nun ist meine Rechnung mit dem Himmel ganz anders. Meine Kindheit, meine Knabenjahre, o welch eine unabgebrochene Reihe von Festtagen, erst am Rosen- und Blumen-Altar der süßen Träume der Kindheit, dann im hellen Marmortempel der Alten, in den mein gelehrter Vater mich führte; dann in dem erhabenen göttlichen Tempel der stolzen, ruhmvollen Plane des erwachenden Herzens, der Universitäts-Jahre, der reinsten Freundschaft, und der — er sah den Jüngling hier lächelnd an — und der schönsten und reinsten Leidenschaft des Lebens, der Liebe. Vier und zwanzig Jahre war ich glücklich, — wie hätte ich rechten können mit dem Himmel? wie ungerecht!““

„„Dann trat ich in die Welt; und da mir die Welt nicht die Ehrenkränze, — die der Ausführung gehören nicht dem Vorsatz, — entgegen trug, wurde ich unwillig. Ich suchte das Glück in der Höhe, wo es nicht zu finden ist, in der menschenleeren Wüste, wo es noch weniger ist. Ich hatte es vergessen, wo meine Eltern es fanden, an dem stillen genügsamen Hausaltare. Ich verlor meinen Freund, weil er kein Menschenfeind seyn wollte, wie ich. Ich verlor die Geliebte, die Heißgeliebte, weil sie nicht den heroischen Muth der Arria hatte. Ich wollte das Höchste im Leben erringen, nicht finden, ich wollte selig seyn, nicht glücklich. Ich war gut; aber ich irrte, und dennoch war ich glücklich, im stolzen Gefühl, der Menschen entbehren zu können.""

„„Mein Vater hinterließ mir ein kleines Vermögen, das dem Unabhängigen genügte. Und doch erreichte ich meinen Wunsch, zu steigen. Aber, unbeugsam gegen alles, fiel ich desto tiefer. Die Zeit, an dem Hausaltare glücklich zu werden,

war vorüber. Ich reiste zu Fuß durch ganz Europa. Ich studirte die Regierungen, die Völker, und erst spät lernte ich den Menschen kennen und lieben. Ich hielt die Erde für ein großes Gefängniß, für ein Trauerhaus, für eine Negerplantage. Die Geschichte erwieß es. Ich zürnte mit dem Himmel, mit der Vorsehung, die ich noch nicht begreife. Aber ich fing an, die Vorsehung zu ehren, und endlich zu lieben; denn überall fand ich auf der Erde in den meisten Hütten unzählbare Altäre der Freude, die kein Tyrann, nicht der grausamste umzustürzen vermag, weil die Hand der ewigen Liebe sie ewig schützt.‟ "

„Hier stand er still, und seine Augen waren naß. Olof warf sich an seine Brust, und rief: „„O mein Vater! mein Vater!‟‟

„„Mein Sohn!‟‟ sagte der Fremde gerührt — „„o ginge Dein Weg doch mit meinem! Wie heißt Du, mein Sohn?‟‟

„„Ich habe keinen Namen. Ich habe dem Namen meines Hauses entsagen.

müssen. Ich bin allein, ganz allein auf der Erde. Ganz allein! Ihr Geschick ist das Meinige. Ich wurde betrogen um die schönste Hoffnung des Lebens. Ich verließ mein Haus, um nicht der Sklav harter Verwandten zu seyn. Aber ich habe den Schwur gethan, nie, nie einem Menschen zu sagen, wie ich betrogen wurde. Lassen Sie mich schweigen!""

""So lange Du willst, mein Sohn! Und da Du keinen Namen hast, keinen Vater, so gönne mir die schöne Täuschung, meinen Namen zu führen, mich Vater zu nennen. Ich heiße Troschke. Sey mein Sohn! Und nun laß uns gehen.""

„Sie umarmten sich beide mit der Begeisterung, welche beiden die Verlassenheit gab. Sie schworen sich ewige Freundschaft, sich nie zu verlassen. Troschke fragte den Grafen nicht weiter nach seinen Schicksalen. Er erzählte ihm unterwegs die Seinigen, und Olof sah, daß sein Freund der edelste Mann war. So kamen sie den dritten Tag ihrer Reise in

Seedorf, dem Geburtsorte Troschkens, an."

Der Hausaltar des Glücks.

„Troschke führte seinen Sohn von hinten auf die Höhe, und jenseits des Sees lag das Dorf unter ihnen und das Pfarrhaus, mit Stroh gedeckt. Troschkens Augen hingen voll Begierde auf dem Hause, in dem er geboren war; aber kopfschüttelnd sagte er: „„Ich möchte nicht hinabgehen, mein Sohn! Denn fände ich nun dort den Geiz, die Rohheit, die Heuchelei, den Hochmuth des Pfaffen, das häusliche Unglück, den Unfrieden, das Elend — o Gott! wo sonst der schönste Frieden in der Gestalt eines edeln Menschenpaars wohnte! Sieh da, ist das nicht eine Menschengestalt in der Thür?""

„„Ein Frauenzimmer sitzt dort,"" sagte Olof.

„Troschke zog sein Fernrohr hervor, stieß seinen Stab in den Boden, schrob es auf, richtete es, schaute und sagte: „„Sieh hin, mein Sohn!““ Olof trat vor das Rohr, sah, und vor seinem Blick saß eine Jungfrau, schön wie Elise, mit ihrer Arbeit. Sie schlug das blaue Auge von Zeit zu Zeit empor, als sähe sie die Beschauenden. Dann trat ein Greis in einem Schlafrock in die Thür, das schneeweiße Haupthaar mit einer schwarzen Kappe bedeckt, eine ehrwürdige Gestalt, ein Patriarchengesicht.“

„Er setzte sich in die Frühlingssonne an seiner Tochter Seite. Der Vater liebkoste die Tochter, die Tochter drückte die liebkosende Hand an ihre Lippen. Sie ging ab und zu; Olof konnte sein Auge nicht abwenden von der schönen, feinen Gestalt, die selbst Elisen übertraf.“

„„So laß uns hinab gehen,““ rief Troschke freudig; und sie gingen den Hügel hinab, um den schönen See weg, und auf einmal standen sie vor der schönsten Familie von Vater, Mutter und

Tochter. Troschke, nun von den Gegenständen des väterlichen Hauses und Gartens nahe gerührt, konnte sich im süßen, erweichenden Schmerze der Thränen nicht erwehren. Alle sahen ihn an, alle umringten ihn mit schönem, hülfebietenden Mitleiden, und fragten, was ihm fehlte. Olof indeß betrachtete den ehrwürdigen Alten, mit den Zügen der hohen christlichen Frömmigkeit auf dem Gesicht, die freundliche Mutter, von deren Gesicht das Alter die Züge der Schönheit nicht alle verlöscht hatte, welche eine schöne Seele giebt, und die liebliche Tochter, welcher die Nähe, worin Olof sie jetzt sah, jeden Reiz, den das Sehrohr täuschend giebt, ließ und noch verschönerte."

„„Wie heißen Sie? was ist Ihnen? Seyn Sie mir willkommen!"" hatte der Alte schon zehnmal, und immer freundlicher gesagt, da nannte endlich Troschke seinen Namen. Mit einem Engellächeln auf dem Gesicht fragte der Alte eifrig: „Wie? der Troschke, o der Sohn mei-

nes Vorfahren, meines sehr edeln Vorfahren im Amt? dem ich so viel, so unendlich viel verdanke? O schnell!"

„„Das bin ich!" rief Troschke immer erweichter.

„„Wilhelm Troschke? O Gott sey gedankt! Gott sey gedankt! Beate, lauf! Liebste Frau, eile! Macht Anstalt zu einem freundlichen Mahl voll Liebe!" Und da warf der Greis die Arme um Troschken, und drückte ihn an sein Herz mit unendlicher Freude und Rührung.

„„Ich komme," sagte Troschke — „um die Wiege meiner Jugend, und meines Vaters Grab noch einmal wieder zu sehen."

„„Das sollen Sie," sagte der Prediger, und er führte beide Fremden durch den Garten auf den Kirchhof, und Troschke fand zu seinem Erstaunen seines Vaters Grab mit den schönsten Blumen des Frühlings bewachsen, und in dem Schatten eines schönen Platanus.

„„O wer? wer?" fragte Troschke, und zeigte auf die Blumen und den Baum.

„„Ich habe den Baum gepflanzt, und meine Beate bekränzt jedes Jahr das Grab des Mannes, dem ich so viel verdanke."

„„Verdanke? schon einmal sagten Sie so! Er hat Sie nicht gekannt, denk ich!"

„„Sie haben Recht; aber die Bemerkungen in seinen Kirchenbüchern über die Einwohner des Dorfs, über ihre Begebenheiten, über seine Seelsorge — o seine Asche ist mir heilig!" Der Alte zog seine Kappe von seinem weißen Haar, faltete sie zwischen seine Hände, und betete still und feurig, leise ein Paar Sekunden. Dann warf er seine Blicke auf den Grafen Olof, und fragte: „Wer ist der Herr?"

„„Das ist mein Sohn, liebster Freund!"

„„Und sein Vorname ist —"

„„Wie meines Vaters, Treulieb." Der Prediger bewillkommnete den Grafen. Troschke pflückte von seines Vaters Grabe eine Narzisse, dann ging er in die Kirche. Olof wollte ihm folgen. Der Prediger hielt ihn zurück. „Lassen

Sie

Sie ihn! Dort stehen die Todtenkränze Dreier seiner Geschwister." Troschke kam wieder hervor, mit einem Gesicht, was er verbergen wollte; aber er hatte zu der Narzisse drei längst verwelkte Blätter von den Kronen gebunden.

„Olof reichte seinem Vater freundlich und theilnehmend die Hand. Da hob er das Gesicht empor, und ließ die rollenden Thränen sehen. Er sagte dann: „Es sind Freudenthränen, mein Sohn! Siehst Du, daß Gott aus dem Grabe sogar den Menschen die Freudenaltäre erbauet?"

„„Zweifelte Ihr Sohn?" fragte der Prediger, den Grafen betrachtend — „Aus der Verwesung steigt die ewige Glorie der Unsterblichkeit hervor! Im Tode, mein Sohn, ist die Erlösung!" fuhr der Alte erhaben fort, indem er die zitternde Hand stark auf Olofs Herz drückte. Den Jüngling ergriff mächtig und erhebend die Hoffnung der Unsterblichkeit. Sein Auge leuchtete hell; er warf einen Blick voll Liebe auf seinen Vater, dann

auf den Alten, der freudig, wie ein Heiliger, und hoch aufgerichtet vor ihm stand.

„Es war Olofen, als wäre er in eine neue Welt getreten, unter ein anderes und besseres Menschengeschlecht. Er ging in der Mitte der beiden Alten zur der Pfarre zurück, die Brust voll Liebe und Begeisterung für das Höchste in der Natur, für Gott!

„In der Thür standen Mutter und Tochter zum Empfange bereit, und Troschke umarmte Beaten, und dankte ihr die Blumen auf des Vaters Grab.

„Sie aßen. Es war ein Festtag des Hauses. Nach Tische kamen die Bauern des Dorfs, den Sohn des geliebten alten Predigers und ihren Spielgefährten zu begrüßen. Nachher ging Troschke, Beate und Olof in die schöne Gegend hinaus; aber Troschke drückte beiden heftig die Hände, und sagte: „Laßt mich nur, Kinder! laßt mich nur! Ich muß allein seyn, fühle ich!“ und mit den Wor-

ten stürzte er dahin in das Thal, das zum See führte.

„Der ganze Tag war für Olofs Herz eine zunehmende Erschütterung gewesen, und ihm schien das fromme Mädchen an seiner Seite ein Engel, ein höherer Geist, und so ging die Bewegung seines Herzens in das Herz Beatens über, und wurde zu einer andern Bewegung, in dem unschuldigen Herzen der Jungfrau, die zum erstenmal einem Jüngling so nahe stand. Er sagte, wie man einem Engel sagen würde, daß ihr Vater ein Heiliger, ein Apostel für ihn wäre, und sie der Engel, der den Apostel begleitete; wie ihn ihre Frömmigkeit, ihre Unschuld entzückte; wie er von nun an sie in allen seinen Träumen sehen würde; wie er ihr Bild in seinem Herzen tragen wollte, um sein Herz rein von aller unedlen Empfindung zu erhalten.

„Er sagte das alles, mehr an Elisen denkend, und an seinen Verlust, als an Beaten, und bei dem Gedanken an Elisen brach sein Herz und seine Augen

in heiße Thränen, und die unendliche Liebe, die er für eine andere fühlte, brach in seinen Worten, in seinen Blicken hervor, die er auf Beaten wendete.

„Das unschuldige Mädchen schlug die schönen Augen nieder, um nicht länger seine Thränen fallen zu sehen, weil es ihr wurde, als müßte sie an seine Brust sich legen und das heiße Herz trösten. Sie weinte selbst, nicht Thränen des Mitleidens, sondern Thränen einer eben aus ihrem Innern hervorbrechenden neuen Wonne.

„„Ach,“ sagte sie zuletzt — „Sie rühren mich zu sehr!“ und unschuldig sagte sie weiter: „Ich bin unaussprechlich glücklich!“ Und nun erröthete sie zu sehr, zweifelhaft, ob sie zu viel oder zu wenig gesagt hatte. „Zu viel!“ sagte die Glut, die über ihre Wangen sich ergoß; „zu wenig!“ die Glut, die in ihrem Herzen sich ausbreitete.

„Da stürzte Empfindung gegen Empfindung in ihrer aufgelösten Seele. Sie senkte wie trunken die Stirn gegen seine

Brust. Ihre Hand faltete sich mit seiner, wie sie es ihrer Mutter that; und Olof eben so trunken von fremden Erschütterungen, legte den Arm um ihren Nacken, um sie zu stützen; aber dann drückte er das Haupt des Mädchens fester gegen sein Herz, dann ihr Gesicht, dann ihre in der gewaltsam hervorbrechenden Empfindung höher schlagende Brust.

„Beate wollte sich schnell emporrichten zur Wehr; aber ihr Auge begegnete seinem Munde, da er sich über das Mädchen herabbeugte. Er küßte die Thräne in dem Auge, er küßte die glühende Wange, den heißen Mund, der verstummte vor der zu süßen, neuen Empfindung ihrer Seele.

„„O meine Beate!“ sagte er, überrascht von der unerwarteten vertraulichen Lage mit Beaten, und getäuscht von seiner Liebe für Elisen. „O meine Beate!“ sagte er noch einmal. Das blaue Auge des Mädchens gab ein himmlisches Lächeln statt der Antwort. Denn

Worte konnte sie nicht finden auf diese schöne Benennung, die ihres Herzens leiseste Hoffnung wahr machte. Sie drückte seine Hand an die unschuldige Brust, und schwur ihm still Liebe und ewige Treue.

„Da kam Troschke zurück. In Gegenwart eines Dritten hatte sie endlich den Muth, dem geliebten Jüngling ihre ganze Liebe, ihr ganzes Herz zuzulächeln, und zuzublicken. Sie war ja nun selig, und ihrer Familie Wünsche waren erfüllt! Denn während Troschke und Olof draußen unter den Bauern standen, und Frau und Tochter im Zimmer mit dem Vater, hob der Vater den Blick gen Himmel, und sagte fast betend: „O wenn Gott einen Wunsch meines Lebens erfüllen wollte!“

„„Welchen?“ fragte die Mutter lächelnd und legte ihre Hand auf die gefaltenen Hände ihres Mannes.

„„Der Sohn des edeln Mannes, dessen Grab Beate da schon seit Jahren bekränzt hat, und sein Enkel — o hast Du

je zwei so brave, weiche, fromme Männer gesehen, als diese, Vater und Sohn?"

„„Und sahst Du, lieber Mann, wie der Sohn seinen Blick auf Beaten richtete, und immer wieder richtete?"" Beate erröthete; aber sie verließ das Zimmer. Die Mutter kam ihr holdselig lächelnd nach. Sie sagte nicht ein Wort; aber sie legte die Hand schmeichelnd an die rothe Wange ihrer Tochter. Das war vorausgegangen.

„Das fromme Mädchen glaubte, der Himmel habe den Wunsch ihres Vaters erhört. Sie ging an Olofs Seite hinab mit Troschke zu Hause. Olof war still geworden, sehr still. Er wiederholte, während Troschke auf dem Rückwege mit Beaten redete, alles, was er Beaten gesagt hatte, und so errieth er fast des Mädchens Gedanken von ihm. Es wurde Gewißheit. Denn sie lächelte ihm, wenn sie konnte, zu, erröthend jedesmal, aber mit dem offnen Auge, aus dem das offne Herz hervorleuchtete, das keine Geheimnisse mehr hat.

„Der Vater bat die beiden Männer, noch ein paar Tage zu bleiben. „Nein," sagte Troschke, seinen Blick auf Olof werfend, und seine Antwort errathend — „nein, wir müssen morgen früh gehen."

„Die Mutter fing an zu bitten; aber der Vater, der hier einen Wink der Vorsehung sah, hielt seiner Frauen Bitte zurück.

„„Aber ich komme wieder," sagte Troschke versichernd. Beate warf den schnellen Blick auf Olof, und er sagte, ihr trübes Auge, ihren bittenden Blick sehend, zu schwach: „Wir kommen gewiß wieder! o gewiß!"

„Es war schon Abend. Der Patriarch fragte nicht nach den Schicksalen der beiden Gäste, obgleich seine Frau, die an Beaten etwas Seltsames bemerkt hatte, ihn darum bat. „Wünschen, Frau," sagte er — „können wir, und ich habe von Herzen gewünscht; aber treiben will ich nicht; sollst Du nicht." Er redete mit Freudigkeit von seinem Grabe, von

der Unsterblichkeit den ganzen Abend. Sein Auge leuchtete, und sein Glauben drang lebendig in Olofs Seele, aus der die jugendliche Begeisterung warm hervorbrach.

„Es war ein edles Abendgespräch. Der alte Prediger drückte Troschken, wie sie zu Bette gehen wollten, an seine Brust, dann mit unendlicher Liebe den Jüngling, dreimal. Sie gingen.

„Troschke konnte nicht aufhören, von der edlen Familie zu reden. Olof war tiefsinnig. Beate hatte noch einmal beim Abschiednehmen seine Hand heftig gedrückt.

„Am andern Morgen schrieb der alte Prediger die Namen Wilhelm Troschke und Treulieb zu den Namen des Predigers in das Kirchenbuch. Dann nahm er Abschied. Beate, mit nassen Augen — standen doch ihren Eltern Thränen in den Augen — faßte doch den Augenblick, Olof allein zu sehen. „„O weh!“ sagte sie, die Hand auf ihr Herz drückend. „Sie kommen wieder? O

weh!" Olofs Auge füllte sich mit neuen Thränen. Er faßte ihre Hand, und sagte: „Ich komme wieder!"

„Er beugte sein Gesicht voll Kummer nieder. Sie hob ihres seinem entgegen. Die Bewegung wurde ein heißer Kuß, und auf Olofs Herz legte sich mit schwerer Last eine Schuld, und durchdrang das Innerste seiner Seele."

Die Reise.

„Beide gingen stumm neben einander her. Es half ihnen nichts, daß ihr Gang durch den Park der Natur ging, durch Thäler voll blühender Bäume, von denen ihnen die Nachtigallen und die Hänflinge entgegen schlugen, durch einen dunkeln Eichenwald, der laut im Morgenwinde rauschte, durch Felder, auf denen Pflüge zogen, neben denen Schaafheerden und flötende Schäfer langsam wegzogen. Sie

fanden sich erst wieder, wie erkältete Freunde das Unglück wieder vereint, an einer Säule, deren Aufschrift, das Gräßlichste der menschlichen Dinge, eine Schlacht, die hier geliefert war, verkündigte.

„Sie lasen beide, und sahen umher, als müßten die Blutströme noch nicht vertrocknet, als müßte das Jammergeschrei der um Barmherzigkeit Winselnden noch nicht verhallt seyn. Aber die Natur hatte schon wieder das grüne Tuch der Hoffnung über den meilengroßen Kirchhof gezogen, und über der schrecklichen Verwesung weidete eine Heerde Schaafe und der Hirt pfiff auf Birkenrinde die Melodie: „Das waren mir glückliche Tage!“

„Der Abstich der frohen Menschenstimme über dem stummen Leichenfelde schlug gräßlich in ihre Seele. Sie schlugen mechanisch die Arme um einander, als suchten sie Schutz jeder an des Freundes Brust, und sie sahen sich heller und froher an, als hätten sie ihn gefunden.

„„O der Himmel verhüte,“ sagte Troschke — „daß nie ein Schlachtfeld der Nachbar meines Vaterdorfs und des alten Patriarchen wird, den wir heute verlassen haben! Ich habe nie ein unschuldigeres und freundlicheres Glück gesehen, als dieser Familie.“

„„Bedarfs eines Schlachtfelds?“ antwortete finster Olof. „Ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, ach alles, alles, kann das Menschenglück mitten auf ein blutiges Schlachtfeld werfen.“ Er sah kopfschüttelnd den Weg zurück, und dachte an Beaten.

„„Ists doch fast, als hättest Du eines Menschen Glück auf ein Schlachtfeld geworfen!“

„„Und eines unschuldigen Mädchens Glück, fürcht ich, Beatens.“ Troschke fuhr zurück, und Olof erzählte seine kleine Begebenheit von Gestern. Er verhehlte seinem Freunde nicht, wie er durch seine eigene Schuld sich zuerst und dann Beaten getäuscht habe. Troschke

mußte zugeben, daß Beate wohl eine falsche Erwartung gefaßt haben könnte.

„„Und bei Beatens tiefem Gefühl?" fragte Troschke sich selbst. „Hm! der Vater redete mit mir von seiner Tochter mit Befürchtungen sogar, von ihrer unbefangenen Unschuld, von dem sichern Glauben an Menschentugend, den er sich nicht hätte vermessen wollen anzugreifen, und dennoch wie unglücklich sein Kind werden müßte, wenn die Untreue eines Menschen den Glauben seines Kindes antasten sollte, bei der Tiefe ihres Gefühls!"

„„Das fürchte ich." sagte Olof leise und unmuthig.

„„Das Mädchen ist schön wie ein Engel mein Sohn! Du leugnest nicht, daß der Reiz des Mädchens Theil gehabt hat an Deiner unbegreiflichen Täuschung. Wäre Dein Herz nicht gebunden, nicht Deine Hand — o glücklicher Mensch!"

„Olof ließ sein Haupt auf die Brust sinken. „Vater," sagte er — „es ist unmöglich, unmöglich!"

„„So laß uns schweigen, mein Sohn! Der Eindruck, den die Erschütterung Deines Herzens, Deine Begeisterung auf Beaten machte, war sehr schnell; wer weiß ob tief, obwohl bei einem solchen Wesen — doch wir werden ja sehen! Betrügen wolltest Du nicht? Es war nicht Eitelkeit? nicht Sinnlichkeit, denk ich?"

„„Nein, mein Vater, Nein! Sie schien mir ein unkörperlicher Geist, dem ich mein erweichtes Herz anvertraute; zu spät sah ich, sie war ein Mädchen. Und da erst ging meine Schuld an; ich hatte den Muth nicht, dieses reine Herz hart zurückzustoßen. Das Mitleiden entriß mir sogar die Worte, die versichernden Worte noch einmal: „Ich komme wieder!“

„„Laß uns enden, mein Sohn! Ob Du eine Schuld abzutragen hast, und wie — das muß Dein eigenes Herz entscheiden. Ich komme wieder, versprachst Du. Wir werden sie wieder sehen, und wissen, ob — Du ihr Herz auf ein Schlachtfeld geworfen hast.“

„Sie gingen weiter. Troschke setzte sich mit Olof auf den ersten schönen Hügel. „Nun laß mich hören, mein Sohn, was Dein Plan des Lebens ist. Ein Sturm scheint Dich in das öde Leben hinausgeworfen zu haben, nicht der Vorsatz. Es ist gut, mein Sohn, wenn der Mensch ein Ziel hat, ein großes oder ein kleines. Das ist besser, als gar keines."

„Olof überlegte, wie viel er Troschke von seinem Schicksal wissen lassen könnte. Er hatte seinem Oheim versprochen, seinen Namen nicht zu nennen; wenigstens gab Olof seinem Versprechen diese Ausdehnung, wie der Jüngling immer zu viel oder zu wenig thut.

„Er stockte mit seiner Antwort. „Treibe ich doch, als wäre ich in Deinen Jahren, lieber junger Freund! Das alles muß sich ja finden, ehe wir die Gränze der Schweiz oder Italiens erreichen, wenn Du mich anders begleiten willst."

„Olof sprang hoch vor Freuden auf, da er die beiden Länder nennen hörte, wohin er sich immer sehnte.

„„Du bist also mit Geld versehen?““ fragte Troschke lächelnd. Olof holte seine Papiere hervor, und gab sie Troschken. Troschke las, rechnete zusammen, und war zufrieden. Nur drang er darauf, daß das Papier in Sicherheit gebracht werden müßte. Das kann in Frankfurt geschehen.

„„Und wenn das verloren geht, mein Sohn? Die Möglichkeit ist da. Ein heiliger Anker, wie ihn die Griechen nannten, muß dem Leben nicht fehlen. Was denn?“

„So brachte Troschke heraus, daß Olof die Flöte recht gut blies, recht gut zeichnete, in Pastel erträglich mahlte. „Der heilige Anker ist da. Laß uns weiter ziehen!“

„Sie gingen nach Frankfurt, machten dort die Geldgeschäfte ab, und gingen nun durch die schöne Bergstraße, immer der Gränze der Schweiz entgegen. Beide, Vater und Sohn, lernten sich auf dieser Reise immer näher kennen, und immer mehr lieben. Fast jeden Tag kam ein-

einmal in dem Herzen Olofs der Entschluß empor, seinem Freunde alles, alles, seinen Namen, seinen Rang, und sein ganzes Herz zu entdecken, und ihm die Bestimmung seines Schicksals ganz zu überlassen. Aber Troschke schien es jetzt mehr abzuwehren, als darauf zu dringen.

„Sie gingen in die Schweiz hinein, und oben über den Wolken auf der Spitze einer der höchsten Alpen, da die Thäler voll Nebel lagen, und die Spitze des Berges aus dem Nebel allein hervorragte, das reine Gewölbe des Himmels mit den funkelnden Sternen über ihnen hing — Sie waren die Nacht hinan gestiegen — warf sich Olof in die Arme seines Freundes, und rief: „O ich muß reden, Vater! Ich muß Ihnen jetzt mein ganzes Herz entdecken.“

„„Jetzt sollst Du schauen, und nicht reden,“ sagte Troschke, und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Aber da die Morgenröthe hinter den fernen Alpen aufstieg, und der Athem

Gottes, der Morgenwind, vor der Sonne her die Wolken in den Thälern wie ein stürmendes Meer aufregte, und die Wolken an den Bergen brausend vor sich her trieb, da rief er aufs Neue: „Vater, nimm Deines Sohnes Herz!"

„„Schauen sollst Du, reden nicht!""

„Da ging die Sonne auf, und warf die goldnen Strahlen in die Thäler, und ein dunkelrothes Blutmeer des Nebels wallte empor aus den Thälern, und wurde zu hundert Morgenröthen, und blutige Wellen rollten über einander, und die Erde brauste, und der Vögel tausendstimmiges Chor stieg empor, und das Blutmeer flog dahin vor dem Athem des Windes und den Strahlen der Sonne, und es blitzten die Seen auf im goldnen Glanz, und die blühenden Thäler lagen im hellen Sonnenschein, und Städte und Dörfer glänzten hell hervor; da rief Olof: „O Gott! nun kann ich nicht reden vor Entzücken." Da zog Troschke den Entzückten an seine Brust, und sagte: „Graf Drakensten, nenne mir nun

Deinen Namen!" Olof stutzte. Trosch-ke wußte seinen Namen aus den Papieren, die er ihm gegeben.

„Da lehnte sich Olof an seines Freundes Brust, und erzählte ihm alles, seine Jugend in Herjedalen, unter den Freuden der Thätigkeit, seine Gefangenschaft bei seinem Oheim, Eriks Haß, Elisens falsche Liebe, und endlich seine Flucht aus dem Hause des Oheims, und sein Versprechen, den Namen Drakensten abzulegen, und die Ansprüche auf das Vermögen seines Hauses.

„Troschke antwortete nichts darauf, als: „Der Nebel füllte alle Thäler mit Nacht und Kälte, dann kommt die Sonne, und der Nebel wird zur Morgenröthe und steigt leuchtend zu Himmel empor. Laß uns schweigen!"

„Troschke redete auch lange nicht davon. Er hatte erst den Vorsatz, seinen jungen Freund vorher wieder auf das bürgerliche Leben zurückzuführen, das er wie eine gemeine Beschäftigung verachtete. Sie sprachen oft darüber. „Was hast Du

denn," sagte Troschke — „für dieses gemeine Leben gethan, es zu verachten, und Dich seiner zu überheben? Ein paar Lieder gedichtet an die Morgenröthe, an die Freiheit? die Alten gelesen, und eine neue, bessere Welt geträumt voll Deiner Ideale? Schöne Dinge, wahrhaftig, die dem morgenländischen Satrapen, der nicht nur diese Erde verachtet, sondern auch zerstört, wie gerufen kämen, um seinen Nachmittagsschlaf zu verschönern!"

„„Sie? Sie, mein Vater, spotten dieser schönern Welt in dem Busen des Jünglings?""

„„Ja, wenn sie ihm ein seidner Polster ist, unthätig darauf zu ruhen; wenn sie ihm nicht ein Sporn ist, für dieses Leben thätig zu seyn in aller Kraft, als wäre es das Einzige, was zu hoffen wäre. Hast Du schon daran gedacht, was diese Sehnsucht nach dem Bessern in Deiner Brust ist? Hast Du?"

„„Ja, ich soll es erreichen; denn diese Sehnsucht muß können gestillt werden."

„ „Ach, mein Sohn, wenn schon hier der schönste Traum des schönsten Herzens erfüllt würde, so würde das schönere Leben nur höhere Wünsche, eine neue Sehnsucht erzeugen; wir würden uns wieder hinaus sehnen mit höhern Erinnerungen an ein goldnes Zeitalter, und höhern Hoffnungen; wir würden in einer Platonischen Republik nach einer schönern schmachten.“

„ „Ich erstarre! Entsetzlich, wenn das wahr wäre: so wäre diese heilige Sehnsucht ein endloser Betrug; so wäre es eben so gut, wenn ich mit gebeugtem Haupt wie die Thiere weidete, und der sinnliche Genuß wäre alles!“

„ „Endloser Betrug? wie so? Weißt Du, was die Zukunft uns verbirgt? denn dieses kleine Leben entscheidet über die Ewigkeit nichts, so wenig, wie die Windel, die des Säuglings Glieder, und der dumpfe Traum, der seine Seele fesselt, über des Menschen ganzes Leben entscheidet.“

„ „Wozu wäre die Sehnsucht denn, mein Vater?“

„„Eben damit Du nicht wie ein Thier, mit gebücktem Haupte weidest, das Leben für alles hältst, Gold, Rang und Lust für das Ziel. Die Sehnsucht erinnert Dich an Deine Herkunft, an das Ebenbild Gottes, das Du an Dir trägst, damit Du Deiner Würde nie vergißt, Deines Vaterlandes nicht, der Ewigkeit. Welchen andern Bürgen Deiner Unsterblichkeit hast Du, mein Sohn, und der Seligkeit, als diesen, die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit und nach der Seligkeit? Du bist hier der Göttersohn, Apoll, der Admetens Heerden weidet, und mit seiner göttlichen Leyer, die ihm das Schicksal als den Bürgen seiner Gottheit ließ, die rohen Menschen mit sanfter Gewalt zwingt, Gesetze zu geben und zu halten, und den Göttern auf der Erde Altäre zu errichten. Dazu war der Mensch mit seiner Sehnsucht, und kennst Du eine schönere Bestimmung? sprich!"

„Olof beugte das Haupt nachsinnend: „Also soll ich —"

„„Für das bürgerliche Leben thätig seyn; denn es ist das Höchste, was wir jetzt kennen.“

„„Und ich dürfte es nie verlassen?“

„„Thrasea trat aus dem Senat, aber nicht früher, als bis er den Muttermord des rasenden Nero heiligen sollte; da ging er, den Tod nicht fürchtend, den der Tyrann schon dachte.“

„„Die Menschen sind schlecht.“

„„Beßre sie! da hast Du Dein Werk.“

„„Und will ich denn nicht auch glücklich seyn? Was ist Glück? Was, mein Vater?“

„„Der Rausch des Glücks liegt in der hohen That, die hervorglänzt. Aber der Rausch verfliegt. Die allermenschlichste Freude liegt in dem häuslichen stillen Leben, wo das Geschäft einfach ist, wie der Lohn. Für ein einfaches Herz kenne ich keine glücklichere Beschäftigung, als die eines Landpredigers: der Unterricht eines Häufchens von Menschen, mit den Arbeiten des Landlebens und der Unabhängigkeit

verbunden. Kennst Du ein glücklicheres Haus, als die kleine Pfarre unsers Patriarchen?"

„„So konnte ich leben auf meinen Gütern, und so that ich Unrecht, sie zu verlassen."

„„Das entscheide Dein Herz, was Du noch zu thun hast. Die Stelle, wo der Mensch steht, ist ziemlich gleichgültig. Der Wille ist Tugend, nicht die Ausführung, die nicht von mir abhängt."

„So redeten sie oft. Aber ihr Leben war nicht eine unthätige Reise. Olof studirte unter Troschkens Anführung, das Land, das Volk, die erhabene Heldengeschichte des Volks. Hier und in Italien las Olof noch einmal des alten Roms Riesengeschichte, und Troschke machte ihn aufmerksam, daß Livius die Thaten des Volks, welche die Laster der Großen verbergen, und Tacitus die Verbrechen eines tyrannischen Hofes, und die Niedrigkeit der Großen mahlt, bei denen die Tugend nicht wohnt.

„Dann segelten sie von Livorno auf einen Monat nach Griechenland, wo Olof mit einem lauten Triumphgeschrei den heiligen Boden betrat. Ach! er fand nichts mehr von den Tempeln und den alten Griechen, als zerstörte Ruinen, über denen die dummste Tyrannei die blutigste Geißel schwingt.

„Er dankte Gott, da die Wiege Zeus, der Ida, verschwand, und die Alpen aus dem Meer emporstiegen. Sie gingen nach England, dem schönen Lande der Freiheit, mitten durch Deutschland.

„Troschke gab vor, noch ein Geschäft zu haben, ehe er nach England abgehen könnte. Er bat Olof, in Amsterdam auf ihn zu warten, bis er nachkäme. Schwer lag auf Troschkens Herzen die Vermuthung Olofs von Beaten, und dann des Grafen Verhältniß gegen seine Familie. Troschke liebte den edlen Menschen, den das Geschick durch seine Geburt für etwas Höheres bestimmt hatte. Er sah in Gedanken den edeln jungen Mann, den die Reise mit

ihm über der Völker Wohl und Glück belehrt hatte, schon in einem hohen Amte seines Vaterlandes, das Volk beglücken. Er hatte oft mit Olof darüber geredet.

„Olof seufzte; aber er hatte sein Wort gegeben, nie Ansprüche auf das Vermögen und auf den Namen seines Hauses zu machen. „Ich war unbesonnen," sagte er dann — „aber ich kann mein Wort nicht brechen."

„Leise suchte Troschke, der selbst ungewiß war, ob er ganz Recht thue, diese Zweifel zu heben, aber vergebens; denn Olof widersetzte sich mit unbesiegbarer Standhaftigkeit. „Wort ist Wort!" rief er. „Es war die letzte Ermahnung meines sterbenden Vaters, für mein Wort alles hinzugeben. Es war die letzte Ermahnung meiner Mutter. Ich kann nicht anders, mein Vater!"

„So hielt Troschke es für das beste, selbst auf dem Gute des Grafen nachzusehen, was zu machen sey. Aus der Erzählung Olofs hatte er eine gute Meinung von dem Grafen Henning gefaßt,

und er durfte ja nur dem stolzen Grafen den jungen edeln Neffen, den die Reise so schön ausgebildet hatte, vorstellen, um gewiß zu seyn, er würde ihn mit Freuden aufnehmen.

„Er verließ also seinen geliebten Zögling an der Gränze der Schweiz, und ging nach dem Gute des Grafen. Das erste, was er hörte, war der Tod des Grafen Henning, und die Nachricht, daß noch vor seinem Tode die Güter aus einem Lehn in Eigenthum verwandelt, und daß Erik Erbe der Güter sey. Elise hatte ihre Hand dem Grafen Alten gegeben, und war, wie das Gerücht sagte, die Geliebte des Fürsten.

„Erik war Kammerpräsident, und, wie man sagte, der Liebling des Fürsten. „O," sagte Troschke, da er das alles gehört hatte — „warum kam ich nicht zwei Monate früher," — so lange war der Graf todt — „um den edelsten Menschen mit seiner Familie auszusöhnen, und ihn dem Volke zu geben, das er beglückt hätte!"

„Er hörte auf den Gütern von allen, wie man den Grafen Olof und seine Schwester geliebt hatte; wie alle gewünscht hätten, daß er — er — der sie geliebt hatte, der ihr gütiger Vater geworden wäre, die Güter geerbt hätte. Erik war nicht hart; aber er war doch Herr, und ein strenger Herr.

„Er ging nach dem Gute der Gräfin Alten. Er ließ sich bei ihr melden. Er fand die reizendste Frau, umgeben von allem, was der Reichthum an Glanz und Pracht geben kann; aber auf dem Gesichte lag so viel Frohes und Menschliches, daß er seine Hoffnung nicht aufgab. Die Gräfin betrachtete das verbrannte Gesicht, die funkelnden schwarzen Augen, die einfache Kleidung, die aber eine edle Gestalt, und den freien Anstand nicht verbarg. Er redete sie sogleich mit französischer Artigkeit und französisch an.

„Sie antwortete mit großer Lebendigkeit, und fragte, ob er ein Franzose sey.

„„Ich rede auch deutsch,“ antwortete er.

„Sie lächelte, und fragte nach seinem Begehr. „Ich traf," hob er an — „in Italien einen jungen, interessanten Mann, den" — er sah sie mit lachenden Augen an — „den ein böser Dämon verfolgt hat, einen jungen Grafen Drakensten" — Ernst wurde ihr Gesicht und aufmerksam — „der aber nichts mehr verbarg, als seinen Namen und seinen Rang. Das Glück gab mir Gelegenheit, ihm einen kleinen Dienst zu leisten, den aber sein Herz mir hoch anrechnete. Sehen Sie, Frau Gräfin, so wurden wir bekannt!"

„Elise winkte ihm sich zu setzen. Sie setzte sich unruhig; aber sie bat ihn mit einem Blick, fortzufahren. „Ich hatte ein Geschäft in Deutschland. Er war besorgt, bekümmert um Nachricht von seiner Schwester, die Gräfin Marie. Ich versprach ihm, Nachricht einzuziehen. Ich kam auf den Gütern des Grafen Drakensten an, und höre, die Gräfin Marie sey fort, ohne daß man wisse, wo sie

sey. Ich wende mich also an Sie, Frau Gräfin, um —"

„„Hat er Ihnen den Auftrag gegeben, sich an mich zu wenden?" fragte Elise, die Stirn unruhig faltend.

„„Das nicht; aber mich dünkt, ich hatte den Auftrag von selbst; denn er nannte den Namen seiner Muhme, der Gräfin Elise, mit einem so angenehmen Andenken, daß ich gewiß bin, in Ihnen die Freundin des Grafen zu finden."

„„Und das ist der Auftrag ganz, den er gab, und den Sie nahmen?"

„„Ganz, meine gnädige Gräfin; bis auf den Antheil, den jetzt mein eigenes Herz an dem räthselhaften, verborgenen Geschick eines so edeln, jungen Mannes nimmt, und den die Bekanntschaft mit seiner Muhme noch mehr vermehrt."

„„Sie wissen also nichts weiter von ihm, als seinen Namen?"

„„Auch den nicht, gnädige Gräfin, wenn nicht englische und holländische Wechsel, die ich in Sicherheit bringen mußte, auf seinen Namen gestellt gewesen

wären. Was ich von seinem räthselhaften Geschick sagte, ist eine Folge von dem, was das Gerücht auf dem Gute des Grafen von meinem Freunde sagt. Das ist so seltsam, daß ich zweifle, es könne wahr seyn."

„„Doch fast wahr, mein Herr! Und wo ist der Graf jetzt?"

„„In England erwartet er mich."

„„Und darf ich fragen, wer Sie sind?"

„Das ist erstaunlich wenig. Ein Reisender! Der Name drückt genau den Genuß und das Geschäft meines Lebens aus."

„Sie verbeugte sich. „Die Gräfin Marie, um deren Schicksal er besorgt ist, liebte heimlich, und an der Einwilligung ihres Oheims zu ihrer Liebe zweifelnd, verließ sie das Haus, wie es scheint, glücklich; denn sie hatte die Einwilligung ihrer Mutter und ihres Bruders zu dieser Verbindung, die sie schloß. Wir haben nichts weiter von ihr erfahren." Sie verbeugte sich dann.

„„Für den Auftrag des Grafen ist das genug, Frau Gräfin; aber für mich, den Freund des, wie soll ich sagen? — die Bewohner der Güter, die einst sein waren, nennen ihn den Unschuldig-Verbannten, — ist es doch zu wenig.“

„„Bedarf er Geld?“ fragte Elise, und das schöne Gesicht war entstellt von einem boshaften Triumph. Sie machte eine Bewegung nach ihrem Schreibetisch.

„„O Frau Gräfin, das thut mir weh! Sie kennen ihn, daß, wenn er Geld bedürfte, er es hier nicht fordern würde. Er fordert ja nicht einmal Gerechtigkeit von nahen Verwandten!“

„Elise stand zwischen Zweifeln, die ihr Gesicht verfinsterten. Sie sagte dann schnell und unmuthig: „Sagen Sie ihm denn, was Sie gehört haben, daß seine Härte, daß sein grausamer, nie verzeihender Stolz —“

„„Gnädige Gräfin, ich erstaune! Er verzeiht nur sich nicht; Andern mit dem weichsten Herzen. Ich gehe froher, als ich

ich kam; denn nun begreife ich, warum er mir keinen andern Auftrag geben wollte, als den für seine Schwester, und den nur sollte ich schweigend ausrichten. Ach, er hatte hier keine Hoffnung zurückgelassen, kein Herz, das —"

„Hier wendete sich Elise mit einem Seufzer der innern Qual und des Zorns ab. „Er hat es nie verdient," sagte sie abgewendet — „hier eine Hoffnung zu behalten. Er weiß es, und Sie mögen es auch wissen, daß ich, und wie ich ihn hassen muß! Sendet er mehr bettelnde Boten, so muß ich ihn zuletzt auch — verachten." Aber Thränen erstickten die letzten Worte.

„Troschke verließ ihr Zimmer schweigend. Er war überzeugt, daß Olof nicht zu theuer die Trennung von Elisen erkauft hatte. Ihr Zorn hatte ihn nicht so empört, als ihr Anerbieten des Geldes, mit der triumphierenden Lust, den Mann, den sie noch immer liebte, verächtlich zu finden.

„Er verließ schnell das Haus und ging in die Residenz. Er hörte auch hier, daß dem Grafen Erik die Güter durch die Erbschaft gehörten. Das Gerücht hatte Erik selbst verbreitet. Er hörte von dem Charakter des Grafen so viel Böses, daß er alle Hoffnung für den geliebten Olof aufgeben mußte. Er sah ihn auf einem Spatziergange. Das finstre, bleiche, vornehm-kalte Gesicht des jungen Mannes, die Gewohnheit, die er hatte, und die sein Oheim ihm nicht einmal abgewöhnen konnte, die Stirn oft über die Augen herabzuziehen — „ein wahrer Tigerzug!" sagte Troschke — die reiche Verschwendung in seinem Hause neben dem Geize, seine Heirath mit einer sehr reichen Frau, die er nicht liebte, ach, das alles nahm ihm den letzten Funken der Hoffnung für Olof! „Armer Olof!" sagte er, die Hände zusammen schlagend — „suche Dir ein anderes Vaterland, ein anderes Vermögen; denn dieser Tiger würde Dir das Blut aus dem Herzen saugen, ohne zu denken, daß es das Blut seines Groß-

vaters ist, sein eigenes Blut!“ Er verließ betrübt die Residenz.“

Die Liebe.

„Die arme Beate, auf deren Haus jetzt Troschke zusteuerte, kannte seit zwei Jahren, in denen sie nichts von dem jungen Troschke gehört hatte, nur Seufzer, nur Thränen, die sie den geliebten Eltern verbarg. Olofs Abschied von ihr kam ihr wohl zu kalt vor für das Verhältniß, worin er mit ihr stand. Sie trug die Glut der Schaam noch wohl zwei Tage lang auf den Wangen, noch mehr in der zagenden Seele, daß sie dem Jünglinge zu viele Beweise ihrer so schnell entstandenen Liebe gegeben, die er so kalt beantwortete. Aber sie wußte ja doch noch so genau, so Wort für Wort, was er ihr dort auf jener Höhe gesagt hatte; es war ja kein Traum! Sie hatte ja die Thränen

in seinen Augen gesehen, die Blicke der innigsten Liebe, mit denen er ihr Herz entzündete. Gehört hatte sie ja, wie er ihr mit den schönen Worten sagte: daß er sie, den frommen, unschuldigen Engel, ewig in seinem Herzen tragen wollte! O hatte er denn nicht ihre zitternden Hände auf sein Herz gedrückt, hatte er nicht seine Lippen auf ihre Augen, die voll Liebe- und Freudenthränen standen, gedrückt? hatte er denn nicht sie zweimal: „meine Beate!" genannt? Wäre denn ein Ring, den er an ihre Hand gesteckt, heiliger, als diese Benennung: „meine Beate!" die aus seiner innersten Seele kam?

„Sie hatte zwar nicht alles verstanden, was er gesagt hatte; aber jedes Wort war doch an sie gerichtet, und jedes Wort hob doch einen Schleier weg von einer schönen Welt voll Liebe und Treue, die sie sah, die sie empfand, als das Unterpfand seiner Liebe.

„Brannte denn nicht sein Abschiedskuß, dieser Feuerkuß der Liebe, noch auf ihren Lippen und in ihrer Seele? Hatte

er denn nicht zweimal, und so bedeutend gesagt: „Ich komme wieder?“ Hatte er denn nicht am Abend in dem Gespräch über die Unsterblichkeit mit ihrem Vater, mit einer so weichen, erhabenen Begeisterung von der Liebe, von der Treue, von dem häuslichen Glück geredet? Sie wunderte sich ja nur, daß ihr Vater gar nicht gemerkt hatte, von welcher Liebe er redete. Sie setzte sich ja an die Stelle, wohin der Schatten ihrer Mutter fiel, damit sie ihre heißen Freudenthränen verbergen konnte; und schaute denn nicht des Jünglings blaues, frommes Auge blitzend nach ihr; als wollte er sagen: „Hörst Du auch, geliebte Beate, daß ich von Dir rede?“

„Da dachte das arme Mädchen hundertmal, um sich den Trost zu geben, sie hätte sich dem geliebten Manne nicht unmädchenhaft angeboten. „Nein, nein, er liebt mich!“ rief sie jetzt leise in der Seele, und das schimmernde Auge hob sich in die Wolken, und sie rechnete den Tag und die Stunde aus, da sie wieder kommen würden. Im Mai war ihrer Mut-

ter Geburtstag. O sie gönnte der geliebten Mutter die hohe unendliche Freude, daß ihr Geburtstag so hoch gefeiert würde!

„Der Tag kam: aber die Freude blieb aus, und sie konnte kaum ein frohes Gesicht der Mutter entgegen tragen. Sie verbarg die Thränen der bekümmerten Liebe unter den Thränen der kindlichen.

„Im Julius war des Vaters Geburtstag, im Anfang der Erndte. Ach, sie sah sich schon, in der leichten Kleidung, den großen Strohhut auf der Stirn an seiner Seite zu den Schnittern gehen, und ihnen das Essen hintragen; dachte, wie sie mit ihm auf der Mandel sitzen wollte, wie die Schnitter und Binderinnen sie selig preisen sollten, daß sie die Braut des Enkels des geliebten Predigers sey!

„Die Erndte kam, das Gejauchze der Schnitter und Mädchen tönte in den Feldern. Jeder erhob den dankenden Blick zu Gott für die reiche Erndte; nur Beate ging allein, allein, allein, den trauernden Blick auf den Weg gerichtet, und trug

das Essen ins Feld, und die Mädchen umringten die verehrte Beate, mit Lachen und Scherz, und Beate ging zu der fernsten Mandel und verbarg das weinende Auge in die Garben. Er kam ja nicht wieder! o nicht wieder!

„Aber das Geschick hat den heiligen Tag auf ihren Geburtstag gespart. Das war der vier und zwanzigste August. Ach, nicht mit ganz reiner Hoffnung sah sie dem Tage entgegen! Schon zweimal war sie getäuscht. O welche Reise konnte so lang seyn, daß sie einen Menschen über vier Monate aufhalten könnte? Der Abend vor dem Tage kam. Sie ging auf die Höhe, und schaute über den See, über die Stoppel, über Höhen und Thal. Die Wege waren öde, und sie kehrte betrübt zurück. Der Morgen fand sie in großer Angst; denn sie hatte am Abend vorher diesen Tag als ein Zeichen für ihre Hoffnung festgesetzt. Am Mittag gab sie noch drei Tage zu, mit einem tiefen Schmerze, den die Glückwünsche ihrer Eltern nicht erheitern konnten. Die drei

Tage Frist verflossen auch. Es war kein bedeutender Tag im Herbst mehr, wohin sie die Freude verlegen konnte. Und der Winter? o wer könnte im Winter reisen?

„Da sang sie am Morgen des vierten Tages, mit noch lächelnden Lippen:

„Hörst Du's zur Trauer läuten,
So weißt Du's auszudeuten!"

„Aber zu dem Schmerz gesellte sich mit Schrecken die Schaam. Er war nicht treulos. Er dachte nicht an sie, er hatte nicht an sie gedacht. Hatte er denn gesagt: „Du sollst mich heirathen?" Hatte er denn ihren Eltern ein Wort gesagt? Nun war ihr der Kuß von seinen Lippen, das Wort: „meine Beate!" viel weniger, ach, viel weniger, als ein kleiner goldner Ring, der ihr fehlte!

„„Wer weiß denn, was er meinte? Ich verstand ja nicht einmal, was er sagte. Hat denn nicht die Mutter mir so oft gesagt, daß die jungen Männer viel sagen, und wenig meinen? Daß viele unter schönen Worten ein falsches Herz tragen?

Nein, das trug er nicht. O nein! O lieber will ich vor Schaam und Glut vergehen, als daß ich ihn einen Heuchler nennen will! Aber warum kommt er denn nicht? O hat er in dem fernen Lande mich vergessen? O Himmel! Himmel! O reichen denn die Seufzer eines trauernden Herzens nicht so weit? O konnten ihn meine Gedanken nicht erreichen? meine Sehnsucht nicht, meine Trauer, meine Liebe? O weh, er war zu weit!"

„So träumte sie, so dachte sie, so sprach sie. Aber doch immer hielt ihn ihr treues einfaches Herz empor. Sie fand für ihn tausend Entschuldigungen, und jede wurde ein kleiner Roman. Er war, ihr Vater hatte davon ein Wort fallen lassen, mit seinem Vater in einem fernen Lande, durch himmelhohe Berge und stürmische Meere von ihr getrennt. Nun kam der Winter; wer kann da reisen? Aber er war ihr treu. Er sandte ihr tausend Grüße mit den Wolken, mit dem Vogel, der hoch in den Lüften einsam über ihrem Haupte wegsegelte. Der Mond kam von

ihm zu ihr, ging von ihr zu ihm. Sie hielt ihn mit ihren schönen Dichtungen empor, sie hielt ihre eigene Hoffnung lebendig. Sie lernte von ihrem eigenen Herzen alle Künste der Liebe, der reinen, der treuen Liebe, ohne einen Roman in der Hand gehabt zu haben.

„Da aber kam der Mai wieder, und der Mutter Geburtstag. Dunkel und mit dem ersten Gewitter ging er vorüber, schwer wie der Urtheilstag für einen unschuldig Gefangenen. Da wehrte sich das verlassene, hoffnungslose Herz nicht mehr. Da siegte der Schmerz und der Gram. Die Rosen verblichen auf ihren Wagen, das Feuer des Auges wurde verlöscht von heimlichen Thränen. Sie hielt ihr tödtliches Geheimniß fest, so viel auch die Eltern fragten, so nahe die Mutter auch rieth.

„In das zerrissene Herz dringt der Pfeil der Liebe immer tiefer. Sie schien ihn erst zu lieben, seit sie ihn verloren hatte. Es war nicht der harte Gram, der zu Trotz wird. Es war ein sanfter Gram,

der um den heißen Schmerz Blumen windet, nicht ihn zu kühlen, sondern weil sie ihn liebte. Sie war freundlicher gegen ihre Eltern, freundlicher gegen alle Menschen, nur war sie selbst nicht froh. Das einzige Band, was zwischen ihm und ihrem Herzen blieb, war das Grab seines Großvaters, sie machte es zu einem Blumengarten. Es war ihr Lieblingssitz; denn dort störte sie Niemand.

„Sie brachte den Schnittern das Essen auf das Feld. Die Erndte war ihr nicht mehr ein Bild des Lebens; da fiel die Saat vor dem Schlage der Sense; das Leben hatte sie reif gemacht zum Tode. Ihr eigener Geburtstag ging finster und kalt vorüber. „Ich mag ihn nicht einmal mehr zählen," sagte sie zu sich, da ihre Mutter ihr noch viel frohe Geburtstage wünschte — „denn es ist ja der letzte, den ich feire." So rollte das zweite Jahr ihres Grams zu Ende, und der dritte Frühling füllte das schöne Herz wieder nicht mit Hoffnung; aber mit einer kleinen Freude.

„„Zum letzten Mal will ich sein Grab bekränzen! sagte sie, und sie trug ihre schönsten Blumen in einem Korbe nach dem Grabe, und pflanzte sie dort mit Thränen und dem stillen Andenken an Einen, ach zu glücklichen Augenblick! „Beate!" sagte eine sanfte Stimme. Sie sah auf, sie erblaßte, sie ließ die Blumen fallen, sie hob die zitternden Arme empor. Des Geliebten Vater stand vor ihr, und zog das betrübte Mädchen an sein Herz.

„„So bleich, liebe Beate?" fragte er, sie betrachtend.

„„Ihre schnelle Erscheinung hier erschreckte mich so."

„„Das meine ich nicht, Kind! Ich meine Deine bleiche Farbe, Deine erloschenen Augen, Deinen Blick voll Gram." Da hielt sie die Schürze vor das Gesicht, um ihm die verrätherische Glut zu verbergen, die sie auf ihren Wangen fühlte. Aber in demselben Augenblick, da sie die Schürze empor hob, ließ sie sie wieder

fallen; denn es war ja nun alles gut. Er war ja da! da, und — liebte sie?

„„O wir haben uns recht sehr nach Ihnen gesehnt,“ sagte sie dennoch, das reine Herz wurde ihr Verräther.

„„Mein Sohn ist nicht mit hier,“ sagte er. Da erblaßte sie wieder. „Aber, Beate, er wird auch kommen, gewiß wird er kommen.“ Eine neue Glut verjagte die Blässe.

„„Und warum kam er nicht jetzt?“ fragte sie eilig.

„„Nothwendige Geschäfte, liebe Beate, in der Ferne. Er läßt Dich von Herzen grüßen. Euch alle.“

„Sie seufzte tief; Troschke führte sie in des Vaters Haus. Sie ging neben ihm her die Augen trocknend. Nach dem Sohn war die erste Frage der Mutter. Troschke schob seines Sohnes Abwesenheit auf sehr dringende Geschäfte, die ihn nach England gerufen hätten. Er erzählte, mit welcher Liebe sein Sohn an sie alle dächte, wie oft sie beide von den ehrwürdigen frommen Eltern und Bea-

aufgeblüht. Es fehlte dem Gesicht nichts, als die Farbe der Freude auf den Wangen, und die Flamme der Liebe in den Augen, um so schön zu seyn, als Elisens Gesicht, und tausendmal unschuldiger und lieblicher.

„Noch mehr. Noch immer lag auf Olofs Herzen die Schuld schwer, Beaten zu der Erwartung seiner Liebe berechtigt zu haben. „Berechtigt!“ sagte er jedesmal. „Und hätte,“ hatte er oft gesagt — „meine Unbesonnenheit nur eine Minute ihres schönen Lebens getrübt, welchen kleinern Ersatz wäre ich ihr schuldig, als eben meine Liebe?“

„Den Gedanken hatte Troschke weder angegriffen, noch in Schutz genommen; aber es schien ihm doch, als wenn in Olofs Herzen ein Eindruck von dem lieblichen Mädchen zurückgeblieben wäre, der tiefer in das Herz nun drang, seit nach und nach Elisens Bild in seiner Phantasie erlosch.

„„Will es der Himmel gestatten,“ sagte Troschke — „was kümmert's denn mich?

mich? Hat es der Himmel gestaltet — und was wäre nicht Zufall, wenn Eins es ist? — so segne Gott das edle Paar! Edler hat nicht eins vor dem Altar seiner Liebe gestanden!"

„Er ging den andern Tag mit Beaten spatzieren. Er fragte lächelnd: „Aber, Beate, hast Du wohl an uns so oft gedacht, wie wir an Dich, Du so oft an Treulieb, als er an Dich? Sprich!"

„„Welch eine Frage?" dachte sie halb erröthend, halb sie belächelnd. Sie mußte doch etwas sagen; aber sie hatte sich recht vorgenommen, sich sehr in Acht zu nehmen, damit es hier — es war auf derselben Stelle, wo sie vor zwei Jahren mit Treulieb gestanden — ihr nicht wieder so gehen sollte, wie damals. Sie sagte etwas. Troschke fragte weiter. Und die Arme, sich immer vergessend, wenn sie an ihn dachte, vergaß sich auch hier, und erzählte Troschken, die zweimal drei Geburtstage, nicht zusammenhängend, sondern in Frag' und Antwort.

„Da sie fertig war, sagte Troschke, sie voll Liebe an sich drückend: „Ja, ich sehe wohl, Du hast recht viel an uns gedacht. Und da Du so hübsch an uns gedacht hast, Beate, so wollen wir auch recht viel an Dich denken, und an Deinem Geburtstage über's Jahr komme ich und Treulieb ganz gewiß. Und am besten thust Du, Beate, Du giebst mir ein Briefchen an ihn mit, worin Du ihn recht feierlich einladest."

„Das versprach sie. Aber am andern Morgen, da Troschke nach dem Briefchen an Treulieb bei Beaten auf ihrem Stübchen anfragte, fand er sie in Thränen. „Ich kann nicht schreiben, Herr Troschke," sagte sie — „o glauben Sie mir, ich kann nicht eine Zeile an ihn schreiben, ich müßte denn falsch gegen ihn seyn. Ich habe seit Sonnenaufgang hier gesessen, und gesonnen, was ich ihm schreiben könnte. Denken kann ich an ihn; aber schreiben? o gewiß nicht!"

„„Nun so denke an ihn, Du reine Seele! denke an ihn, und Gott segne

Dich und ihn! Aber wir kommen, Beate!"

„Sie schlang den Arm um Troschkens Hals, und — Thränen der Freude rollten über die glühendeu Wangen.

„Troschke verließ dann das glückliche Haus, und das glückliche Mädchen. Er flog nach Amsterdam, und er lag in den Armen seines Freundes."

Der Geburtstag.

„Beide, Vater und Sohn, segelten nach England ab. Olof erblickte auch hier unter dem freiesten Volke der Erde neben dem unermeßlichen Reichthum die Verbrechen der Armuth. Er sah aufs Neue, daß nur im mäßigen Mittelstande, im häuslichen Kreise das wahre Glück wohne, und die wahre Zufriedenheit. Jetzt mehr als je machte ihn Troschke darauf aufmerksam. Er fand hier mehr als anderwärts, weil

die Charaktere der Staatsmänner bekannt sind, daß hier eben so gut Kabalen, der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Habsucht, den Thron und die Ehrenstellen umdrängen, und daß auch hier Thrasea oft den Senat verlassen würde; aber er sah auch, daß das Volk und der freie Sinn des Volks den Großen den Anstand der Tugend gebot, daß alles hier verkäuflich sey, nur nicht die Freiheit, nur nicht die Ehre der Nation. Er fühlte eine tiefe Achtung gegen die Konstitution, die der Nation den Geist gab, und gegen die Freiheit der Presse, die ihn wach erhielt.

„Sie reisten im Sommer durch das Land, den Winter brachten sie in der Hauptstadt zu, bis der Frühling das Meer öffnete. Sie reisten nach Dower. Auf dem Gipfel des hohen Felsens saßen sie, das brausende Meer unter ihren Füßen; da sagte Troschke: „Bist Du noch entschlossen, Deine Güter dem Grafen Erik zu lassen?“

„„Fest entschlossen, mein Vater! Ich habe mein Wort gegeben, zu rasch wohl!

denn wie viel Gutes könnte ich mit diesem Reichthum thun? Aber für meinen Wunsch sogar — ich liebe die Stille, mein Vater! Das Glück, das ich vielleicht nicht finden werde, das stille Glück im bescheidenen Hausstande. Aber sey es, wie es sey, mein Wort ist unverbrüchlich, so lange Erik mich in Ruhe läßt."

„„Du hast Deine Güter verloren, mein Sohn! Erik ist ihr Herr, durch das Wort des Fürsten, und Dir beschied der Himmel das schönere Glück der Liebe, des Friedens."

„„Der Liebe? Zwar ich liebe Elisen nicht mehr. Sie waren also in der Gegend? O sahen Sie denn Beaten nicht?"

„„Ich sah auch die. Ich sprach die Gräfin Elise."

„„Guter Gott, Vater, Sie sprachen Beaten? Ich könnte jetzt manchmal wünschen, es wäre so, wie ich dachte."

„„Elise ist Gräfin Alten."

„„Der Himmel mache sie glücklich! Aber Ihr Schweigen, Vater, von Bea-

ten, macht mich unruhig. Sie sahen Beaten?"

„„Ich sah sie, ich sah Beaten. Du hattest Recht gerathen. Beate liebt Dich, mein Sohn! Mich dünkt, die segnende Hand des Himmels hing in der Minute über Deinem Leben, da Du Beaten täuschtest. Elise ist die Geliebte des Fürsten."

„„O weh der Mutter! weh der Mutter!"

„„Und wohl Dir, daß der Bruder Dir die Schwester verrieth. Die Eindrücke der Erziehung bleiben. Du hast Eriken viel zu danken."

„„Und Beate? Beate? mein Vater!"

„Troschke erzählte ihm: „Unsre Reise geht nun zu ihr; aber ich beschwöre Dich, mein Sohn! sey nicht zu rasch. Du bist dem Mädchen eine reine Liebe, ein volles Herz schuldig, oder eine sanfte Auflösung ihres Irrthums. Hörst Du? Sie will Deine Hand nicht, sie will Dein Herz. Hörst Du?"

„„Scheint mir's denn nicht, mein Vater, als hätte sie es schon? Aber ich verspreche, ich will vorsichtig seyn. Lassen Sie uns reisen!“

„Sie reisten. Troschke führte Olof durch Deutschland, durch die größten Städte. „Glaube mir, Sohn,“ rief Troschke, da sie nahe bei den Gütern der Drakenstens waren — „es giebt keine ehrlichere, treuere, tugendhaftere Nation auf dem Erdboden, als unsere! Es fehlt ihr nichts als Eintracht, um die erste Nation der Erde zu seyn. Gott gebe ihr Eintracht!“

„Dann führte ihn Troschke über das Gut, das ehemals sein war. Olof sagte nichts, gar nichts, als: „O wie glücklich wäret Ihr geworden!“ Er ging ruhig, Troschken erzählend, an dem prächtigen Schlosse weg. Kein Wunsch, es zu besitzen, äußerte sich in einem Worte.

„Nun ging Olof mit Troschken nach Elisens Gut. „Was soll ich

hier?" fragte Olof ruhig, da Troschke ihm sagte: „Hier wohnt Elise."

„„Du sollst sie sehen."

„„Ich begreife nicht, warum, Vater," fragte Olof neugierig. Sie sahen sie vom Schloß herabkommen. Sie war wunderschön, sie war unendlich reizend. „O lassen Sie uns gehen, Vater!" sagte Olof — „wenn sie uns erblickte, sie möchte denken, ich wollte sie noch einmal beschämen. Ich wollte, sie würde Mutter! Vielleicht, daß dieser heilige Namen —"

„„Sie hatte eine Mutter, Olof. Aber nun laß uns gehen."

„Sie gingen. Und Olof redete von Beaten, von nichts als Beaten, von ihrem Empfang, von der noch immer verhüllten Zukunft, von der wallenden Unruhe seines Herzens, und so näherten sie sich den vier und zwanzigsten August dem kleinen Dorfe. Sie traten aus dem schönen Gehölz auf der Höhe hervor, Olof mit unruhigem Herzpochen; aber da stürzte Beate mit einem lauten Freudengeschrei hinter dem Felsen hervor, und

athemlos, farbenlos, besinnungslos an Olof Brust.

„Es war auf derselben Stelle, wo sie vor vier Jahren standen.

„„Nun, wenn das nicht rasch heißt,“ sagte Troschke — „so weiß ich nicht, was rasch ist.“ Denn Olof hielt Beaten, fest an seine Brust gedrückt, und mit heißen Küssen rief er zehnmal: „O meine geliebte Beate!“

„Beate schwankte unter dem süßen Weh der Himmelswonne. Sie konnte keine Worte hervorbringen, um die süße Benennung zu beantworten; aber sie hob ihr Gesicht gegen seines empor, um ihm den Blick voll Seligkeit zuerst zu zeigen, und die Wonneerfüllte Seele.

„Troschke trat denn endlich hinzu, reichte Olofen einen Ring, und sagte: „Hier ist ein Ring zur Verlobung, und ich wollte, es wäre ein Prediger hier, der den Segen der Kirche über Euch spräche, damit es nicht zu lang dauerte.“

„„O ich danke, Vater,“ rief Olof mit Entzücken, und steckte den Ring an

Beatens Finger, die denn, wohl wissend, welche Angst der Mangel des Ringes ihr gemacht hatte, sich den Ring geduldig anstecken ließ.

„Troschke ging hinab in die Pfarre, und sagte trocken: „Da oben stehen ein paar Leute, die gern getraut seyn möchten, mein Sohn und Beate." Der alte Prediger nahm Troschkens Sehrohr. Er sah seine Tochter in Olofs Armen, und er hob seine Hände auf zum Himmel, und bat Gott, das junge Paar zu segnen. „Aber wie kommt das so geschwind?" fragte er neugierig. Die Mutter lächelte, und schlug dem Mann vertraulich auf die Schulter, zum Zeichen, daß sie es errathen hatte. „Das eben, Väterchen, war ja Beatens Gram!"

„Die Liebenden kamen denn endlich herab, Arm in Arm, Auge in Auge, und nun hätte das erröthende Mädchen ihren Eltern lieber ihre Liebe abgeläugnet, wenn Olof nicht des Patriarchen Einwilligung gefordert hätte. Der Vater segnete das junge Paar. Und nun verließen sie beide

das Zimmer wieder, und Beate erzählte dem Geliebten, wie sie ihn geliebt, wie sie gezweifelt, wie sie geweint hätte. Sie erzählte ihm, ach, alle die traurigen Geburtstage, bis endlich sein Vater im vorigen Jahre ihren Gram, aber nicht ihre Sehnsucht geendigt hätte.

„Beate stand jetzt aufgeblüht in voller, jungfräulicher Schönheit und in dem belebenden Strahl der lang schon glücklichen Liebe, und Olof wurde mit jeder Minute seliger. Beate ließ ihn, noch immer erröthend, nur nach und nach den unendlichen Reichthum ihrer Liebe sehen. In den heilig vertraulichen Stunden der Abenddämmerung verrieth sie ihm das Herz mit allen seinen Empfindungen; alles, was sie gewünscht, was sie ersonnen hatte in den Minuten der hoffnungslosen und dennoch treuen Liebe.

„Im Erzählen ließ sie ein Wort von Briefen fallen, die sie ihm geschrieben, und Olof drang heftig darauf, die Briefe zu sehen. Sie bat, sie schmeichelte um die Erlaubniß, sie auf immer verbergen

in ein Gefängniß, in eine Wüste; aber soll ich so grausam seyn, sie aus ihrem geliebten Vaterlande wegzureißen? Und die Flur dieses Dörfchens ist Beatens Vaterland, ich möchte sagen, die Hecke ihres Gartens. Nein!"

„„Du schwärmst, mein Sohn! In der That, Du schwärmst!"

„„Gewiß nicht! Denn weit von hier mußte ich, um meinen Verwandten zu entgehen." Hier stutzte Troschke. Das hatte er nicht bedacht. „Und weit von hier," fuhr Olof fort — „heißt dem Vater seine Tochter rauben, nicht lieben. Ich will es bedenken."

„Nach ein paar Tagen kam Olof zu Troschken, und sagte ruhig: „Ich kann hier ja bleiben, als des alten Vaters Substitut. Davon redete er ja neulich, daß es alle seine Wünsche erfüllen würde, wenn ich ein Theologe wäre."

„„Nun eben das, mein lieber Sohn, ein Theologe!"

„„Das mag ich leicht besser seyn, als viele hundert Prediger. Ich habe nach

dem Befehl meines Oheims, und nach der Sitte meines Vaterlandes, Schweden, als Jüngling, die Theologie studiren müssen. In ein paar Monaten, ich stehe Ihnen dafür, will ich jedem Examen gewachsen seyn."

„Troschke machte Einwendungen; aber Olof wies sie alle zurück mit der Erinnerung, daß er selbst den Landpredigerstand den glücklichsten für ein bescheidenes Herz genannt hätte. „Ich bin bescheiden. Ich bin hier glücklich, ich mache hier glücklich, und Beate meint, daß der Patron der Pfarre, der Ihren Vater und unsern Alten sehr hochachte, recht gern unsre Wünsche erfüllen würde."

„„Also weiß Beate schon darum, Graf Olof?"

„„Wie Sie mich auch nennen mögen. Ich führe jetzt theurere Namen, den Namen Ihres Sohns. O widerstehen Sie nicht länger einem Glücke, das mir das Geschick bestimmt zu haben scheint!"

„„Bedenke, Olof, daß ein Augenblick kommen kann, wo Deiner Jugend frühere

und stolzere Wünsche mächtig erwachen können, und Landpfarrer dann —"

„„Sie mögen erwachen; aber ich gebe Ihnen mein Wort, sie sollen mich nie aus diesem Hause, aus meinem Amte, aus meinem Glücke vertreiben. O ich weiß ja wohl, liebster Vater, daß ich fest entschlossen seyn muß, felsenfest, und ich bin's!""

„Troschke kannte ihn so; und da er keine andere Hoffnung sah, keine bessere, so gab er seine Einwilligung. Man trug dem alten Prediger die Sache vor. Troschke befürchtete Schwierigkeiten; aber der Patriach, von der Freude ergriffen, seine Tochter bei sich zu behalten, fand alles leichter, vorausgesetzt, daß Olof hinlängliche theologische Kenntnisse hätte. „Auf die Kanzel eines Dorfs," rief er — „gehört ein heller Geist, und ein reines, gläubiges Herz; in den Beichtstuhl ein Mann von frommem Lebenswandel. Aber das Gesetz fordert auch gelehrte Kenntnisse, und wir wollen bald sehen."

„Der

„Der alte Vater setzte eine Stunde zum Examen an. Er selbst war ein gelehrter Theologe, „und heute," sagte er — „gebrauche ich die Gelehrsamkeit seit meinem Examen zum erstenmal." Der Vater wollte die Weiber aus dem Zimmer treiben während des Examens; aber vergebens. Sie behaupteten Sitz und Stimme sogar. Der Alte war in einer feierlichen Stimmung, Troschke in einer komischen. Beate war ångstlich für das Glück des Geliebten, die Mutter voll Liebe und Achtung gegen ihren Mann, der sich unterfing, so gelehrt zu seyn, wie der Konsistorialrath.

„Olof sprach geläufig und sogar römisches Latein; denn Graf Henning liebte die Sprache. „Keine ist so feierlich als die römische!" behauptete er. Im Griechischen war Olof weiter sogar, als der erstaunte Examinator. Nun kam das System. Olof kannte es, und noch mehr, er war vollkommen Orthodox. In die Kirchen- und Ketzergeschichte mischte sich mit ungemeiner Lust und Laune



ligen Triumph seines röthern Gesichts, und in der Mutter weinenden Augen, die sie der Tochter entgegen wendete, und in dem freundlichen Kopfnicken der geliebten Tochter entgegen, las sie ihr eigenes Glück ganz, und die treue Seele erröthete, vor des Geliebten Triumph, als wäre es ihr eigener.

„Da lief sie allen entgegen auf den Kirchhof, und ihr Herz wallte in unendlicher Liebe und in unendlicher Freude auf; aber sie begrüßte den Geliebten nur mit einem sanften Blicke. Mehr durfte sie ja jetzt nicht vor der Gemeine und vor der Würde seines Amtes! Zitternd ging sie neben der Mutter nach Hause; verstohlen drückten sich nur der Mutter und der Tochter Hände; umarmen durfte die Mutter erst Beaten zu Hause.

„O ihr guten Menschen, wie gern zeichnete ich jeden kleinen Zuwachs eurer kleinen und doch so himmlischen Freude! wie der Vater, ehe er Mantel und Kragen abthat, feierlich betete; und wie dann der Mutter und der Mägde Augen, die

im Zimmer waren, sich auf der zitternden Braut demüthiges Gesicht richteten, als gehörten ihr alle diese Triumphe; wie am Tisch die Mutter den jungen Mann zum erstenmal: „Herr Sohn!" nicht wie sonst: „mein Sohn!" nannte; wie der poetische Kantor herein stürzte, und seinem Herrn, dem alten Prediger, die Nachrichten von dem ungetheilten Beifall der Gemeine überbrachte, die er Haus vor Haus eingeholt hatte, und mit andern Bücklingen Beaten einen Myrthenkranz auf den Teller schob, dessen Bedeutung jeder verstand, und vor dem Beate erröthete; wie nach einer Flasche Wein noch Eine kam, und gar ein Kuchen, den die Mutter heimlich in der Nacht gebacken hatte.

„Nein, es war zu viel, so wenig es war, und Troschke sprang auf, und rief in vollem Ernst: „Bei meiner Seele, ich nähme nicht Themistokles Triumph in Olympia für Deinen, mein Sohn! Und wüßte die Welt, was Glück wäre,

sie betete zum Glück um einen solchen Tag und um solche Herzen."

„„O nie fehle dem Leben guter Menschen ein solcher Tag!"

„Troschke und der alte Prediger fuhren nun zu dem Kirchenpatron, dem Konsistorial-Präsidenten, dem Herrn von Harting, und trugen ihm ihr Gesuch vor. Der Patriarch gestand frei, daß sein künftiger Schwiegersohn nicht eigentlich auf einer Universität gewesen wäre.

„„Das soll nicht hindern, eines so braven Mannes Wunsch zu erfüllen, wenn anders der junge Mann die Kenntnisse hat, die —"

„„Ich fordere ein sehr strenges Examen für ihn. Eure Gnaden, Herr Präsident!"

„„Das soll ihm werden!" antwortete der Kirchenpatron. Die Vokazion zur Pfarre wurde ausgestellt, und nach zwei Monaten Examen und Einführung ins Amt anberaumt.

„Olof theilte nun seine Zeit zwischen Theologie und Liebe. Die Monate liefen

weg wie Tage. Olof bestand im Examen vortrefflich. Er wurde ordinirt, und als Substitut und künftiger Pfarrer in Seedorf eingeführt.

„Aber Troschke hatte noch etwas auf dem Herzen. Olof sollte als Graf Drakenstén kopulirt werden. Olof wollte nichts davon wissen; aber Troschke drang darauf. „Nein, meine Kinder sollen nicht wissen, daß sie Grafen sind. Das bringt Zweifel in ihre Plane; es kann einen meiner Söhne zu einem Taugenichts machen,“ behauptete Olof.

„„Verschweige es ihnen,“ wendete Troschke ein — „mein Sohn; aber Dir muß frei stehen, wenn das Schicksal will, für Deine Kinder zu wählen, und so muß Deine Ehe auch in der strengsten Form gültig seyn.“

„Sie stritten lange. Olof war gezwungen, nachzugeben. Troschke trug den Fall dem Patriarchen vor. Der alte Mann erschrack heftig, fürchtend, daß seiner Beate einfaches Glück mit in die wilde Verwirrung so seltsamer Schicksale ge-

rathen könnte. Es kostete Troschken und Olof viel Mühe, den Alten zu beruhigen. Nur Olofs Versicherung, nie aus seinem jetzigen, gewählten Stande freiwillig herauszutreten, die sich der Alte unter recht feierlicher Form geben ließ, konnte ihn beruhigen.

„Die Kopulation konnte im Hause geschehen, und so war Niemand im Geheimnisse als Beate und die Mutter, und für deren Verschwiegenheit erbot sich der Mann zu stehen. Aber er drang auf eine Kopulation in der Kirche. Er versprach dagegen des Grafen wahren Namen so leise zu sagen, daß die ohnehin arglose Gemeine, wenn sie den Namen Troschke hörte, nichts argwöhnen würde.

„Das geschah. Der Hochzeitstag erschien. Das Brautpaar stand vor dem Altare. Der Prediger fragte seinen Schwiegersohn leise, und Troschke räusperte sich in dem Augenblick: „Herr Graf Olof von Drakensten, und dann laut: genannt Troschke, willst Du gegenwärtige —“ und so weiter.

„Die Gemeine hörte den Namen Troschke und war zufrieden, aber die Mutter, die neben ihrer Beate stand, und Beate selbst hörte Sylbe vor Sylbe: „Olof Graf von Drakensten." Die Mutter erschrack, die Tochter nicht. Die Liebe verbindet leicht eine Krone mit dem Stabe einer Hirtin.

„Nach der Trauung, da sie wieder im Hause waren, lag auf dem ängstlichen Gesichte der Mutter die Frage nach dem schweren drohenden Geheimnisse. Ihr Mann erklärte es, nnd befahl ihr bei dem Glück ihrer einzigen Tochter Verschwiegenheit bis ins Grab. Das versprach die Mutter mit Thränen, und hielt es. Sie war ganz Mutter, und an das beseligte Herz des Bräutigams fiel nun die junge Braut, und ein heiterer Tag, ein Vorbote und ein Bild ihres künftigen Lebens, ging nun über dem jungen Ehepaare auf.

„Die Eltern erlebten noch die Geburt zweier Enkel, Gustavs und Rosaliens. Bei dem schwedischen Namen „Gustav" stutzte Troschke. Olof

lächelte; denn was hätte der glückliche Gatte, der glückliche Vater noch wünschen können! Nach wenigen Jahren rief das Geschick die Eltern und den edeln Trosch-ke aus dem Leben ab. Ihre Gräber liegen neben dem Grabe, das Beate so lange bekränzte. Ach, jetzt bekränzte sie das Leben eines edeln Mannes mit den Paradies-Blumen der Liebe und des Glücks. Das Geheimniß war mit ihnen in das Grab gegangen, und Olof, in dem Schooße eines unendlichen Glücks, vergaß ganz und gar, daß es höhere Titel auf Erden giebt, als Mann und Vater. Noch eine Tochter wurde den glücklichen Eltern geboren.

„Das Schicksal hielt die Pfeile, die noch dem edeln Manne bestimmt waren, so lange zurück, bis das höchste Unglück den guten Menschen traf, der Tod seiner Beate. Ihr Herz hatte der Tod mit seinem undurchdringlichen Schilde gegen alles Unglück bedeckt; und welcher Pfeil konnte seinem Herzen noch wehe thun, seit er an dem Sarge seiner Frau den

höchsten Schmerz gefühlt und überstanden hatte?

„Er hatte alle Freuden des glücklichen häuslichen Lebens in sorgenloser Ruhe, in genügsamer Mäßigung, sogar im Ueberfluß geschmeckt. Er war in dem kleinen, frohen Kreise seiner Kinder, die er erzog, nicht glücklich eigentlich; aber er freute sich ihrer Güte, ihrer Tugenden, des streng ehrlichen, des ritterlichen Charakters seines Sohnes, und der hohen Unschuld seiner Rosalie, in der Beatens Geist, und seiner Mutter Gestalt vereinigt war. O der beneidenswerthe Mann! denn diese vermeinte Aehnlichkeit der beiden geliebten Weiber in Rosalien, waren ihm in frommer Täuschung — Täuschung? warum nicht Wahrheit? — der dringendste Beweis für die Unsterblichkeit; und dieses Glaubens allein bedurfte er noch zu seiner Ruhe, für seine Wünsche.

„Da aber verlor er in einer Feuersbrunst einen Theil seines Hauses und — sein ganzes Vermögen, das in Banknoten bestand. Diese Feuersbrunst hatte das

Dorf verarmt. Die Gemeine konnte fast die Pfarre nicht wieder aufbauen. Er behalf sich in einem Winkel seines Hauses. Die Ringe, die er hatte, hatte seine Schwester bei seiner Abreise ihm heimlich in seine Sachen gelegt. Sie gehörten also seiner Schwester, von der er immer nichts wußte, weil er nicht recht gehört hatte, wo seiner Schwester Mann im Dienste stand.

„Das Gemählde seiner Mutter mochte er nicht antasten. „Auch ist es gut," dachte er — „wenn Deine Kinder sich früh beschränken, früh entbehren lernen!" So lebte er, bis das Schicksal Eriks Sohn in Rosaliens Nähe und Ludoph in sein Haus führte."

Der Soldat.

Julie, die Präsidentin und ihre Tochter Luise hatten die Papiere gelesen,

unter so schönen Thränen der Rührung, der Theilnahme, der Freude sogar, daß sie der schweren Gegenwart auf einen Augenblick vergaßen. Aber dann sahen sie sich einander an. Die Mutter, die Papiere langsam zusammen legend, fragte: „Was soll nun werden? Dieser Erik, der mächtige Minister, der Liebling des Fürsten, und laß mich auch das sagen, geliebte Julie, der Mann, dem das Land so viel Gutes verdankt, der den alten, glänzenden Schein der strengsten Gerechtigkeit hat, einer schutzlosen Familie gegenüber? Wie ich ihn kenne, fest entschlossen, zu verderben, wer seinen Reichthum angreift?“

„Aber hier,“ rief Julie lebhaft — „wo das Recht, die Wahrheit so klar auf unsrer Seite ist.“

„Ach, Sie kennen das nicht! Sie wissen nicht, wie der Große gewöhnt ist, den einzelnen Menschen zu vergessen, und das ruhige Fortrollen, des Staats Glück, Gerechtigkeit und Tugend zu nennen. Ich zittre, meine Kinder! ich zittre!“

Julie und Luise verloren den Muth nicht. Julie winkte ihrem Mann zu. Er kam. Sein Gesicht glühete. Seine Augen brannten in einem dunkeln Feuer. Er nahm die Papiere, und steckte sie in seinen Busen. Die Präsidentin wiederholte noch einmal, was sie von der Macht und dem unbeweglichen Charakter des Ministers gesagt hatte; denn sie sah an der bald krausen, bald glatten Stirn des Soldaten, daß er mit irgend einem entscheidenden Entschlusse kämpfte.

Der Hauptmann sagte nicht ein Wort; aber er drang auf die Abreise. „Diese Papiere wollen sie haben!" sagte er unterwegs zehnmal, sich auf die Brust schlagend, wo die Papiere steckten. Sie kamen zu Hause an. Der Hauptmann warf sich sogleich auf sein Pferd, um die Sache aus einem erhabenen Standpunkte zu übersehen. Dann nahm er seinen Heinrich allein. „Höre, Heinrich, höre, ehrliche Seele! ich habe hier Papiere, die das Wohl und Weh einer unterdrückten Familie enthalten, und die Spitzbuben-

Streiche eines mächtigen Mannes. Ich darf sie nicht behalten, ich muß sie Jemandem geben, von dem sie keine Drohung, keine Folter, nicht der Tod heraus quält."

„Ihr Gnaden, ich weiß, Sie meinen mich," sagte der Reitknecht lächelnd.

„Ja, beim Himmel! ich meine Dich. Wo aber willst Du sie lassen?"

„In dem französischen Sattel, Ihr Gnaden! Das Kästchen im Sattel kennt Niemand, als Sie und ich."

„Hier sind sie! Und nun schweig! Heinrich, schweig!" Heinrich nahm die Papiere, öffnete den geheimen Zug in dem Sattel, den er erbeutet hatte, that die Papiere hinein, und hing den Sattel wieder auf.

„Die Papiere sind nun sicher, Ihr Gnaden! Und ich sehe es Ihnen an, Sie wollen einen Streifzug gegen den Mann mit den Spitzbubenstreichen machen. Glück zu, Herr Hauptmann! Mächtig ist der Mann? Ich sage, der Tod ist der mächtigste Herr auf Erden, und dem haben

Sie ins Gesicht getrotzt. Der Säbel eines ehrlichen Mannes zerhaut die Ränke eines Spitzbuben auch wohl, obgleich — Ich habe Sie so bewegt noch nie gesehen, Herr Hauptmann! Die Schlacht bei Verona —“

„Ist ein Geplänkel gegen die Schlacht mit einem listigen Schurken. Aber ich gehe mit Gott! Und nun schweig. Und morgen sattle mir den Fuchs recht früh. Ich bin lahm, aber, Gott Lob! der rechte Arm hier hat es nicht verlernt, den Säbel zu führen, und für Frau, Bruder und Vater! Und ging's mitten durch die Hölle, in den offnen Rachen des Todes; ging es —“

„Vorwärts, Herr Hauptmann! Mit Gott! vorwärts!“ rief der Reitknecht, und fing an zu marschiren.

Der Hauptmann lächelte. „Frau,“ sagte er zu Julien: „Daß ich nicht still sitzen würde, liebste Julie, nicht könnte, wenn Vater und Bruder in Ketten liegen, weißt Du. Du bist eines Soldaten Frau, und Tochter und Schwester dazu. Wie das

werden

werden wird, weiß ich nicht. Aber da steht der Feind mir gegenüber, und ein größerer Feldherr, der gerechte Gott, ruft: „Marsch!“ und so gehe ich in Gottes Namen. Du erzählst Jedem, der es hören will, daß Dein Vater ein Graf Drakenstein ist, daß Du das aus Urkunden weißt, und frägt man Dich um die Papiere, so sagst Du die Wahrheit, ich hätte sie.“

„Wo hast Du sie denn?“

„Recht! Fragt man Dich so, so sagst Du wieder die Wahrheit, Du wüßtest es nicht. Ich hätte Dir es nicht gesagt, weil ein Geheimniß in eines Mannes Herzen sicherer wäre. Denn eben die Papiere wollen sie haben. Und nun gehab Dich wohl, Julie! ich gehe zu dem Minister, und sage ihm die Wahrheit.“

„Und was kann er Dir auch thun, liebster Mann?“

„Das weiß ich nicht; was ich darf, weiß ich wohl; was er darf, ist meine Sache nicht. So ein Mann, wie dieser Erik, darf viel, liebste Julie! Er

darf mir drohen mit Diesem und Jenem, ich soll die Papiere heraus geben."

„Aber doch nur drohen, lieber, guter Mann, denk ich."

„Er hat Deinen Bruder ins Gefängniß geworfen; denk daran!"

„O Gott! so wollt' ich, die Papiere wären nicht in der Welt!"

„Sie sind nun aber da, Julie, und suchen ihren Mann, der sie mit Leib und Leben vertheidigt, und den haben sie."

„Ach! mit Leib und Leben! O Gott, wie angst wird mir! Du kannst ja schweigen, liebster Mann!"

„Schweigen? Frau! Frau! wenn Dein Vater, wenn Dein Bruder in Ketten liegen?"

Sie legte schweigend das Gesicht an seine Brust. „So geh, geh, Mann; aber vergiß über den Vater, über den Bruder nicht, daß Du auch ein Weib hast!"

„Könnte ich das vergessen, Julchen, so ginge ich wie zu Tanze diesen Weg." Er ging.

Im Vorzimmer des Ministers fand er den Anschlagezettel vom Schauspiel. Er durchlief die Personen, und fand einen Minister, einen Hauptmann und einen Gefängnißwärter. „Was wollen Sie hier, lieber Hauptmann?“ fragte ein Offizier.

Der Hauptmann sah sich lächelnd um, zeigte auf die drei Personen, und sagte: „Komödie spielen.“

Er ließ sich ganz zuletzt melden. Er hatte noch immer sein Schauspiel im Kopf, und so hob er ruhig, als wäre er ein Schauspieler, an: „Die Frau Gräfin Alten schien sich für ein Frauenzimmer-Gemählde zu interessiren, das meiner Frau gehörte. Meine Frau wußte nicht, wer es war; jetzt weiß ich's, Eure Exzellenz!“

Der Graf wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte. Er sagte lächelnd: „Nun?“

„Es ist einer Gräfin Marie Drakensten, meiner Frauen Tante; meine Frau ist die Tochter des Grafen Olof

von Drakensten.“ Der Graf wußte wieder nicht, was er sagen sollte, so ruhig sah der Soldat vor ihm zu der Nachricht aus.

„Graf Olof Drakensten,“ antwortete er endlich ganz kalt — „blieb als ein sehr junger Mann in England im Duell, weiß ich. Doch woher Herr Hauptmann, wissen Sie das?“

„Aus des Grafen Olofs Familien-Papieren, die er seiner Tochter zu erbrechen befohlen bei irgend einem großen Unglück seiner Familie. Er allein wußte, wer er war. Seine Kinder nicht; auch war's die Absicht des Vaters nicht, daß seine Kinder je erfahren sollten, wer sie wären. Ein eigenes Verhängniß hat die Siegel dieser Papiere erbrochen. Menschenhand nicht, Eure Exzellenz! Wäre Ihr Neffe, der junge Graf Drakensten, mein Schwager, nicht arretirt, so —“

„Sie scheinen das so gewiß zu wissen, daß der Graf Olof noch lebt, Ihr Schwiegervater ist —“

„So gewiß, Eure Exzellenz, daß Sie heute, wenn Sie wollen, der Hundertste seyn können, dem ich die ganze Begebenheit, wie er um Namen und Vermögen kam, um Tochter und Sohn, erzähle. Die Papiere enthalten den Familien-Vertrag zwischen den dreien Grafen, Henning, Gustav und Warner, mit der Einwilligung des Fürsten und seines Lehnhofes, und folglich die Gerechtsame des Grafen Olof als Seniors des Hauses auf die Güter der Drakenstene. Alle dahin gehörige Papiere sind beigelegt im Original. Diese Papiere enthalten auch die rührende Begebenheit des Grafen Olofs selbst, die — —“

Der Graf wußte zum drittenmal nicht, was er sagen sollte, so unbefangen und muthig stand der Soldat ihm gegenüber. „Sie haben nicht wohlgethan, die Fabel, denn mehr ist es nicht, unter die Leute zu bringen.“

„Mir schien es wohlgethan, Eure Exzellenz, die Sache so bekannt zu machen, als möglich, und so ausführlich als mög-

lich; denn die Verhaftung meines Schwagers, des Grafen Drakensten, scheint mir mit den Papieren in Verbindung zu stehen. Ich bin wohl ein Mann, Eure Exzellenz, und ein entschloßner Mann; aber ich habe nichts als mein Herz, meinen rechten Arm, der linke wurde lahm in der Vertheidigung meines deutschen Vaterlands — und das ist wenig gegen die Gewalt eines Mächtigen. Und wenn also ich schweigen muß, weil man meinen Mund verschließt, so soll die Welt wenigstens wissen, wer meinen Mund verschlossen hat."

„Herr Hauptmann, Sie scheinen zu vergessen, wer ich bin!"

„Geben Sie meinen Schwager los, und ich will mit Freuden gestehen, daß ich mich geirrt habe. Graf Olof schmachtet in Ketten."

Ergriffen, daß der Hauptmann auch das wußte, trat der Graf einen Schritt unruhig zurück. „Wie?" fragte er — „woher —"

„Das weiß ich, das wissen Menschen, an die Sie nicht dachten. O glauben Sie mir, Eure Exzellenz, auch wenn Sie das nur Zufall nennen wollen, gut, so ist der Zufall oft mächtiger, als der mächtigste Mensch; und der Zufall, dessen wir spotten, nimmt oft das rächende Schwerdt, was der menschlichen Gerechtigkeit entfallen ist. Diese Papiere —“

Hier kreuzte der Minister in einer ruhigen Stellung die Arme über die Brust, und sah den Hauptmann, der bewegt wurde, lächelnd an: „Nun, diese Papiere —“

„Enthalten den festen Entschluß des Grafen, ruhig als Prediger in's Grab zu gehen, und sein Geheimniß, das er allein, allein kannte — denn alle andere, die es wußten, ruhen im Grabe — das Geheimniß wollte er mit in sein Grab nehmen. Sehen Sie, das ist's, was mich so tief bewegt, und was mir den Muth giebt, so und mit Ihnen zu reden. Sie durften nur still seyn, nur ihn athmen und

sterben lassen: er wollte ja der himmlischen Gerechtigkeit das Schwerdt aus der Hand und mit in sein Grab nehmen! Es sollte nicht seyn. Ein Gemählde an einer Perlenschnur um den Hals seiner Tochter, ein Zufall, der das Gemählde vor die Augen der Gräfin Alten und das Andenken an den unglücklichen Grafen in ihre Seele bringt, und der Mächtige zittert vor dem kleinen Zufall. Er sollte vor der himmlischen Gerechtigkeit zittern, die sich leise bewegt. Nein, den Zufall kann er beherrschen; aber kann er auch den Arm der Allmacht fesseln? Er denkt's. Die Gräfin Alten fährt nach Seedorf, läßt sich die Kirchenbücher zeigen, erkennt seine Hand, und diese Hand, welche in das Kirchenbuch nur die Segnungen eingezeichnet, die sein schönes Herz vorbereitet hat, nicht seine Ansprüche, nicht sein Geheimniß, diese Hand wird in Schweden in Fesseln geschlagen, und so brechen Sie den Vertrag, den er mit Ihnen gemacht hat, und der allein Sie sicherte."

„Welchen Vertrag? was reden Sie?“

„Den Vertrag, den Tag; da er abreiste. Sie trafen ihn in der Allee. Er sagte Ihnen, daß er allem, seinem Namen, den Gütern entsagt hätte. Aber er forderte, Sie sollten ihn nicht wieder im Leben berühren; denn sonst — „das waren seine Worte — „denn sonst fordere ich alles zurück!“

Erik betrachtete den Hauptmann mit finsterm Blick, den er vergebens aufhellen wollte. „O Sie durften nur ruhig seyn, sage ich. Aber nein, Nein! Sie fallen ihn aufs Neue an, und nun steht er gegen Sie da! Aber das Dunkel des Kerkers empfängt ihn. Aber der Mann hat einem Sohn, edel wie der Vater, und voll Kraft und Muth. Sehen Sie, wie einer nach dem Andern gegen Sie auftritt, gegen den Mächtigen, im Geheiß der Vorsehung. Aber den Sohn fesselt dieselbe Kette, die den Vater fesselt. O Herr Graf, Menschen, in deren Adern Ihr Blut rollt, liegen wie gemeine Diebe in schimpflichen Fesseln!“

Der Hauptmann war so gerührt, daß er glaubte, der Graf müsse eben so gerührt seyn, und der Graf ließ ihn reden, so viel er wollte, um so viel als möglich zu erfahren, und um zu einem Entschlusse zu kommen.

Der Hauptmann fuhr fort: „Vater und Sohn sind aus dem Wege; aber eben diese Ungerechtigkeit bricht die Siegel von dem großen Geheimnisse. Es ist bekannt, und die Augen der Tausende, die es nun kennen, heften sich auf die beiden Gefängnisse, wo Vater und Sohn schmachten; auf Sie, dem das Vaterland den Schutz der Gesetze vertraut hat. Nun steh ich, als Schwiegersohn, der Schwager der Unterdrückten, vor Ihnen. Denn wir sind noch nicht fertig, Herr Graf, noch nicht! Die Papiere, die alles enthüllen, sind in Sicherheit. Ich allein weiß, wo sie sind, und ich zittre selbst vor dem Tode nicht! Ich bin hieher gekommen, fest entschlossen zu allem, was nicht Sie, was Gott über mich verhängt hat. Aber falle ich, falle ich, Eure Exzellenz,

so tritt ein anderer gegen Ihnen über an meine Stelle, und ein Mächtigerer als ich; so erhebt sich die Todesstunde gegen Sie, mit dem blassen erbarmungslosen Gesicht, die Waagschale der Wahrheit und der Gerechtigkeit in der allmächtigen Hand, und fordert, was Sie nicht mehr erstatten können, vollgültige Zahlung. Ich bin fertig, Eure Exzellenz!"

„Ich sollte es nicht seyn mit Ihnen, junger Mann! Aber ich verzeihe Ihrem Rocke die Verwegenheit, die ich dem Bürger nicht verzeihen sollte. Ich will einmal glauben, daß ein ganz reiner Eifer für die Unschuld, Sie über alle Gränzen dessen, was Sie meiner Würde schuldig sind, geführt hat. Ich will noch mehr thun, ich will Sie beruhigen. Möchte Graf Olof wieder erscheinen; was könnte er mich hindern? Mein Oheim hat das Lehn in Eigenthum verwandeln lassen, und ich bin Kraft eines Testaments unbezweifelter Erbe. Welch eine unnütze Grausamkeit wäre es denn, Vater und Sohn

zu verhaften, da sie mir gar nicht im Wege stehen? Nun? — Nun?“

„Das meint Graf Olof selbst; aber seit sie verhaftet sind, zweifle ich, und werde so lange zweifeln, bis sie in Freiheit sind.“

„Ihr Schwager zum mindesten wird in einigen Tagen seine Freiheit wieder erhalten; und wenn Sie mir sagen, wie und wo der Vater in Schweden verhaftet ist, so läßt sich es möglich denken, daß ich selbst in Schweden — aber eine Nachricht aus England“ — das wußte Erik durch Elisen aus der Unterredung mit Troschken, daß Olof in England gewesen war — „von des Grafen Olofs Tode ist so unbezweifelt, daß ich Ihre Aussage bezweifeln muß. Behalten Sie die Papiere, bis auf die Ankunft des Vaters. Er würde immer ein wohlhabender Mann seyn, wenn er die Güter in Schweden erhielte, die ihm ja Niemand streitig machen kann, und die er, wie mich dünkt, früher hätte fordern müssen.“

Der Graf sagte das alles in einem so ruhigen Tone, daß der Hauptmann an zu glauben fing, der Minister könnte Lust haben, die Sache sanft aufzulösen. Er bezweifelte fast nicht, daß die Güter dem Grafen durch ein Testament gehörten, und so fand er selbst Schwierigkeiten in der Begebenheit, die er nicht auflösen konnte. Der Graf wiederholte noch einmal, daß Olofs Sohn in wenigen Tagen seine Freiheit wieder haben würde; und so ging der Hauptmann in einer bessern Stimmung, als er gekommen war.

Dazu trug ganz besonders bei, daß der Graf gar keinen Werth auf die Dokumente des Grafen Olof gelegt, sich gar nicht darnach erkundigt hatte, die ihm doch so wichtig seyn mußten. Er pfiff, wie er pflegte, wenn er vergnügt war, den Sturmmarsch auf der Gasse. Er wußte nicht, daß er nach einer halben Stunde keinen Schritt mehr thun konnte, ohne nicht einen Aufpasser in seiner Nähe zu haben.

In einer Stunde wußte der Minister, daß der Hauptmann den ganzen Tag über mit keinem Bekannten geredet hatte, und daß also auch das Geheimniß noch nicht bekannt geworden war. Es war des Hauptmanns Plan zwar gewesen; aber er hatte ihn erst in der bewegten Stimmung in dem Zimmer des Ministers erfunden. Er ritt ganz zufrieden nach Thorwenden, und tröstete Julien mit guten Hoffnungen.

Am andern Morgen war er überrascht durch eine Kommission, die alle seine Papiere auf hohen Befehl zusammen suchte, sie versiegelte, und sie in seiner Gesellschaft in eine benachbarte Stadt brachte.

„Alle Teufel!" fluchte er heftig. Er fiel an Juliens Brust, sagte: „Du bist eine Soldatenfrau, Julie! und eines sehr edlen Mannes Tochter. Mich ärgerts nur, daß er mich angeführt hat, einen Husaren, der hundertmal auf den Vorposten gegen den listigsten Feind gestanden. Das kann nicht lange dauern, oder der Teufel müßte die Welt regieren."

Julie war außer sich. Eine Kommission stellte ihr vor, daß sie ihrem Manne die Freiheit sogleich wieder geben könnte, sobald sie die Papiere ihres Vaters ablieferte. Sie stürzte freudig in ihres Mannes Zimmer, und zog ein verborgenes Schubfach hervor, mit dem Geschrei: „Hier sind sie gewiß!“

Sie erblaßte, sie erstarrte, da sie sie nicht fand. Der Kommissär wußte jetzt gewiß, aus ihrem Schmerze, daß sie von den Papieren nichts wußte. Julie rieth hin und her, wo ihr Mann sie gelassen haben konnte. „Sie müssen hier im Hause seyn,“ rief sie voll Schmerz — „sie sind hier im Hause.“ Sie gestand dem Kommissär, mit hoher Unschuld, daß ihr Mann sie erst vor einigen Tagen noch gehabt, daß er sie gewiß nicht in die Residenz mitgenommen. „Heinrich, wenn einer es weiß, so weißt Du sie!“ rief sie, Heinrichs Hände fassend.

Der Kommissär fuhr auf den Reitknecht mit Drohungen ein. Der Reit-

knecht sah dem Herrn mit stolzer Ruhe ins Angesicht, und antwortete nicht Ein Wort.

Dann endlich, da Julie ihn beschwor, sagte er: „Wenn der Herr mir die Papiere anvertraut hätte, so könnten sie mich da vor die sechs Gewehre stellen, und rufen: „Schlagt an! Feuer! wollt' ich rufen, ehe ich den Herrn verrathen wollte."

Der Kommissär drohete mit Gefängniß, mit Martern, mit dem Tode zuletzt. Heinrich lachte so lustig und blieb so unerschrocken, daß der Herr endlich überzeugt zu seyn glaubte, er wüßte nichts davon. Das Haus wurde durchsucht, der Stall sogar. Heinrich stand in der Stallthür, und erzählte dem Fuchse, daß der Herr jetzt ein Gefangener sey; aber nicht in ehrlichen Feindeshänden, sondern in Spitzbuben Händen.

Man fand die Papiere nicht; und Heinrich fand die Mittel, die gnädige Frau zu beruhigen mit dem festen Charakter

ter seines Herrn, dem man nichts an-haben könnte.

Das gelang. Der Hauptmann erhielt nun den unbedingten Befehl des Fürsten, die Papiere auszuliefern. Der Hauptmann setzte den Herren auseinander, und in recht kräftigen Ausdrücken, daß die Papiere nicht sein Eigenthum wären; daß er sie also keinem andern ausliefern dürfe, als dem rechten Herrn. „Ueber mich und was mein ist, kann der Fürst befehlen, das weiß ich; denn ich habe gelernt, was Subordinazion ist.“

Da sie nicht aufhörten, in ihn zu dringen mit denselben Vorstellungen, schwieg er ganz und gar. Sie droheten nun mit den Folgen. Da fuhr er auf: „Das ist Ihre Sache, meine Herren, nicht meine; und hat's üble Folgen für mich, so hat's! Den Kopf kann ich auf das Blutgerüst legen, wenn's der Fürst befiehlt, und mit Freudigkeit, das habe ich schon hundertmal gezeigt; denn mein Kopf ist mein; aber die Papiere Quästio-

nis, wie Sie sie nennen, nicht; denn sie sind nicht mein!"

Der Hauptmann wurde nun auf eine Festung gebracht, in weitern Arrest, nachdem er sein Ehrenwort gegeben, von den Papieren, und ihrem Inhalt zu schweigen. „Bis der kommt, dem sie gehören," setzte er hinzu. Er schrieb an Julien, ohne der Papiere zu erwähnen, das war ihm erlaubt. Julie beruhigte sich über das Schicksal ihres Mannes; aber desto kummervoller dachte sie an ihren Vater, an ihren Bruder. Wer konnte sie befreien aus der Hand des gewaltigen und des gewaltsamen Mannes?

Major Sommern an Fürst Fedorow **.

***

Endlich, mein geliebter Fedorow, finde ich hier Ruhe. Ruhe? — Ich finde hier in der Ruhe meine Unruhe wieder, die

heißen, unerfüllten Wünsche, alle meine Zweifel — aber mein erstes Geschäft ist es, den Faden der Liebe mit Dir, meinem Jugendfreunde, dem Freunde meines Lebens wieder anzuspinnen oder fortzuspinnen. Denn was band uns an einander? Ein Augenblick, Fedorow! O mußte denn, wie Ein Augenblick über das Glück meines Lebens entschied, auch Einer nur über den ewigen Schmerz meines Lebens entscheiden?

O ich weiß es ja noch, wie ich am Maste auf der Wache stand, unbeweglich, den Säbel in der Hand, da Du mit Deinem erlauchten Vater den Bord des Löwen bestiegst! Der Anblick der Admirale, der hohe Anblick Deines Vaters riß mein Auge nicht auf sich, sondern der funfzehnjährige Knabe, der in der Seeuniform an der Seite seines Vaters stand, und das freundliche Auge voll Liebe auf mich richtete. Dein Vater zeigte auf mich, und sagte: „Da steht Dein Kamerad, Fedorow!“ Es war, als hätte Gott das Wort unverbrüchlich über unser Leben

ausgesprochen: so liebten wir uns ja von diesem Augenblick an.

Weil ich Dir das Leben rettete, Fedorow, liebte mich Dein Vater, und wurde mein Beschützer, mein Freund? O er hätte etwas edleres an uns zu loben gehabt, unsre treue Liebe, unsern Wetteifer aus Liebe im Dienst, in den Wissenschaften unsers Dienstes, in der Tugend! O Fedorow, ich erzähle es gern, wie ich mit Dir, und durch Dich stieg von Ehre zu Ehre, und unsre Liebe immer fester wurde! O weißt Du, wie wir in der Wiege Europa's, auf den Höhen des Kaukasus, unsern Blick gewendet in die Zauberländer der Vorwelt, kühn die Vorwelt herausfoderten, zwei treuere Herzen als unsre, eine edlere Liebe als unsre aufzuzeigen?

O weißt Du noch — war doch unser ganzes Leben nichts als ein magisches Zauberland der treuesten Freundschaft, und des höchsten Glücks, bis wieder Ein Augenblick mein Herz mit Liebe für immer füllte; aber kein Mund eines Gottes, kein Mund

eines Menschen rief über diesen Augenblick einen Segen. Ach, Rosalie!

Rosalie gab mir einen Brief mit an einen Herrn Ludolph, von dem sie mit einer großen Achtung sprach; aber mir fiel an dieser Art von Achtung nichts auf. Ich mache in der höchsten Hast zehn Meilen um, dem Mann zu sagen, in welcher Gefahr mir Rosalie zu seyn scheint. Dieser Mann ist außer sich vor Freude, da ich ihm Nachricht gebe von Rosalien; außer sich. Und diese Freude brach so rein, so warm aus dem Herzen hervor! Was er sagte, war so gut gesagt; er sprach von dem theuren Mädchen mit einem Entzücken, das mit jeder Minute zunahm. Ich warf nun einen forschenden Blick auf den Mann. Es war ein Mann kaum über dreißig, ein schöner Mann sogar, schien mir's. Ein reicher Mann gewiß, das sah ich aus seiner Kleidung, aus dem Geräth im Zimmer, aus Allem, und diese Bemerkung machte mich verschlossen.

Ich fragte, ob Rosalie seine Verwandte wäre. Er erröthete, lächelte,

und schien der Antwort auszubeugen. O des schwachen menschlichen Herzens! Ja, Fedorow, ich that stolz gegen den Mann, der Rosalien liebte, und der — von ihr geliebt zu seyn glaubte. Denn das sagte er zuletzt. Diese paar Worte erschütterten mich, und machten mich zu Eis gegen diesen edeln Menschen, dessen Herz sich so warm gegen mich öffnete. Ach, ich fürchte, es war Haß in meiner Brust gegen ihn!

Aber es war nur ein finsterer Augenblick meines überraschten Gefühls. „Gott segne ihn!“ dachte ich — „wenn ihm der Himmel Rosalien bestimmt hat!“ Ich reichte ihm die Hand, und dann — in dem Gefühl eines zu großen Schmerzes — schwang ich mich auf's Pferd, und sprengte davon, ohn ihn zu erwarten, der eben auf's Pferd stieg.

Ich hatte ihm eine Karte an unsern Residenten in Lübeck geschrieben. Er schrieb mir seine Addresse auf eine Karte, und so waren wir getrennt.

Nach ein paar Stunden sah ich, wie verkehrt ich gehandelt hatte. Umkehren durfte ich nicht; denn mein Geschäft war sehr eilig. Sie, sie, die ich unendlich liebe, ist seine Verlobte. O weh! weh! Fedorow! das war alles, was ich denken konnte, und ein dunkler Schmerz senkte sich auf mein Leben, auf dem noch kurz vorher das schöne himmlische Licht des höchsten Glücks geglänzt hatte. — Denn — denn — o laß mich auch das sagen, Fedorow, — sie, Rosalie — wir gingen den letzten Tag, Rosalie an meinem Arm, am Strande hin. Es war ein schöner Herbstabend, kalt, aber still. Der funkelnde Himmel stand ruhig über uns, und unter uns warf das Meer die rollenden Wellen rauschend an den Strand. Der Mond stieg aus dem Meere hervor, und warf sein Silber auf das Meer, und die hüpfenden Lichter auf die näheren Wellen. Sie hatte sich vertraulich auf meinem Arm gelehnt, und sah mit entzückten Blicken in das schöne magische Schauspiel.

„Ist's nicht schön, Rosalie?“ fragte ich leise.

Sie antwortete: „Das Bild des Menschen! Der stille Himmel voll ewiger Sterne in uns, und unter uns das rauschende Leben mit den unruhigen Wellen.“

„Das Bild weniger Menschen, liebe Rosalie! Dunkle Wolken, die der Sturm der Leidenschaft treibt, verhängen den Himmel und die Sterne in der Menschen Brust. Aber Ihre Seele, Rosalie, ist rein wie der Himmel!“

„Und der Mond?“ fragte sie.

„Ist wie die Liebe, die reine Liebe, die über dem unruhigen Leben aufgeht; dann schimmert es wie der Himmel. O Rosalie, diese Liebe ist über meinem Leben aufgegangen, da ich Sie sah zum erstenmal, und ewig werden die Sterne meiner Liebe durch mein Leben glänzen; ewig werde ich Rosalien lieben.“ Das sagte ich übermannt von Liebe und Wonne. Sie wendete langsam das schöne Haupt zu mir. In zwei Thränen an den schönen Augen glänzte das Mondlicht. Dann

sank das Haupt langsam auf den Busen. „Und Rosalie schweigt?" fragte ich, ihre Hand an meine Brust drückend.

„O," sagte sie stockend, abgebrochen, in schöner Verwirrung — „o ist die schweigende Nacht nicht schöner, als der laute Tag?"

Das sagte sie; und ihre Begleiter traten in diesem Augenblicke zu uns. Ich konnte nicht einen Augenblick mehr finden, sie allein zu sehen. Ich mußte fort. Mein Beruf rief mich gewaltsam ab.

Rosalie ist die Verlobte eines edeln Mannes, und jene Worte sagte sie mir. Da hast Du meine Tantalus-Arbeit: wenn ich die verdorrten Lippen, den lechzenden Mund niederbeuge zu dem springenden Quell, so versiegt er; denn sie ist die Verlobte eines Andern. Ich wollte mich heraus finden aus diesem ausganglosen Labyrinth. Ich griff es so an und so. Ach in meiner Brust war der stille, reine Himmel mit den ewigen Sternen nicht mehr, sondern das wilde Schlachtgeschrei der Leidenschaft, der Sturm des wüthen-

den Meers, und darüber ein dunkler Himmel, von der Mitternacht finster verhüllt. Ach, Fedorow, ich habe in diesen paar Monaten viel, sehr viel verzeihen lernen; aber der Genius unsers Lebens gebe, nur mir nicht.

Da kam der Befehl, hieher in die Residenz zu gehen, und bei unserm Gesandten weitern Befehl zu erwarten von Deinem edlen Vater, mit dem Zusatze, mich von meinen angreifenden Reisen auszuruhen, so lange ich wollte.

Sieh, da würde es klar in meiner Seele. Ich beschloß, diesen glücklichen Herrn Ludolph aufzusuchen, ihn zu zu fragen: „Ist Rosalie Deine Geliebte?“ Und dann — und dann? — und dann? O dann weiß ich den Hafen, wohin ich fliehe, an den Altar der Freundschaft, in die Arme, an die treue Brust meines Fedorows!

Major Sommern an Fürst Fedorow.

***

Ich habe von Allem, was ich zu finden dachte, nichts gefunden, mein guter Fedorow! Herr Ludolph war nicht in Rantershof. Niemand wußte, wo er war. Er war den Tag, da ich bei ihm war, in der größten Eile abgereist nach Dänemark, meinte man, und hatte seitdem nichts von sich hören lassen. Die Bewohner seines Hauses waren von dem Manne aufs allerhöchste eingenommen. Sie konnten mir nicht genug seine himmlische Güte, seine Großmuth, seinen Geist, seinen Reichthum erheben. Ich blieb ein paar Stunden auf seinem Zimmer; ich zog seine Bücher hervor; was er beigeschrieben hatte, trug das Siegel eines freien, edlen, gebildeten Geistes.

Er hat Rosalien ohne Zweifel gefunden. Sie ist vielleicht — schon seine Frau! O Gott segne sie! Fedorow, Gott segne sie! Und mir, mir halte Du

eine Stelle in der Persischen Armee bereit. Vielleicht finde ich in jenen wilden Gebirgen die Ruhe wieder, oder das Beste im Leben, ein ehrenvolles Grab! O Fedorow!

Schon mit finster ahnendem Herzen machte ich einen Besuch bei einem Verwandten meiner Mutter hier, dem Grafen Drakensten. Er nahm mich mit vieler Güte auf; da er aber bei meinem Namen ganz ruhig blieb, sah ich, er wollte mich nicht kennen, oder er kannte mich wirklich nicht. Meine Mutter hatte heimlich das Haus verlassen. Ich ließ es bei dem ersten Besuche bewenden. Der Mann war mir zu vornehm, zu kalt, zu freundlich, zu gelehrt; und ist er, was meine Mutter von ihm sagte, so weiß ich nicht einmal, wie ich habe hingehen können. Ich fragte nach dem Grafen Olof, meiner Mutter Bruder, den sie mit einer unbeschreiblichen Liebe umfaßte. Der Mann betrachtete mich bei dieser unschuldigen Frage, als vergliche er mein Gesicht mit einem Steckbriefe auf einen Spitzbuben. Es schien,

als wollte er mich aushorchen; ob er mich dennoch kannte? wie dem seyn mochte, ich hatte keine Lust, in diesem Hause meine Verwandtschaft geltend zu machen.

Auf einem hintern Saale hingen die Familien-Portraits. Ich war dahin gerathen, weil der Saal an den Garten stieß. Ich blieb vor dem Gemählde meiner Mutter stehen. Ein alter Bedienter, den ich fragte, bestätigte meine Ahnung. Es rührte mich unglaublich. Da ging das Unglück meiner Eltern, und meines Oheims, des Grafen Olofs, vor meiner Seele vorüber, und ich schien mir in diesem Augenblick so ganz verlassen, o Fedorow, so ganz, daß ich mein Auge, das meine Empfindung anfing zu verrathen, trocknen mußte. Da sah ich in den Spiegel; und hinter mir stand der Minister, und betrachtete mich mit einem so lauernden, giftigen Blicke, daß ich so schnell wie möglich aufbrach. Ob er mich kennt? Es scheint fast so. Ich will ihn nicht wieder sehen.

Ach Fedorow, wie verlangt mich nach dem Befehl, abzureisen; wie verlangt mich wieder in dem Kampfe der Ehre zu stehen, wo man den Lorbeer des Siegs und des Ruhms erhält, oder — erliegt! O bitte Deinen Vater, daß er mir zu thun giebt und bald! Aber wo werde ich Rosalien vergessen? wo?

— — —

O heute, heute, Fedorow, gab mir das Geschick eine sehr frohe Stunde. Ich komme von dem Gesandten, der mir da einen schönen Auftrag aufgehängt hat, mich mit einem spitzbübischen Wucherer herum zu beißen, von dem Graf Welikiew bei seinem Hierseyn große Summen auf ungeheure Zinsen zu seinen Ausschweifungen geborgt hat. Ich hatte den Gesandten um Geschäfte gebeten. „Da haben Sie eins,“ sagte er lachend — „das Sie zerstreuen wird.“

Ich gehe grollend die Gasse dahin. Mir begegnet ein Offizier, dessen Gesicht mir bekannt scheint. Auch er betrachtet

mich. Wir gehen vorüber, sehen beide zurück, kehren um, und es ist der Prinz Ludwig, Fedorow, der vor mir steht.

„Gommern, liebster Gommern!“ ruft er mit der allerherzlichsten Freude. „Sie sind's? Sie? O das ist die erste reine Freude, die mir hier begegnet! O dieses freundliche Gesicht eines Freundes soll mir eine Vorbedeutung einer glücklichen Zukunft seyn!“

Du wirst Dich freuen, Fedorow, Prinz Ludwig ist durch den Tod zweier Prinzen Erbe des Landes und des Fürstenhuts geworden. „Ich bin,“ sagte ich, wie er mir das gesagt hatte — „der erste Vasall, gnädigster Herr, der Ihnen huldigt!“

„Wahrhaftig, das sind Sie!“ sagte er, mich emporhebend; denn ich beugte meine Kniee — „und ich nehme Sie beim Wort, Gommern!“

Wir setzten uns nun zusammen; und nun erinnerten wir uns des frohen, lebenvollen, muthigen Kleeblatts, wie er sich und uns immer nannte, mit einer

immer wachsenden Freude. Wir lagen wieder um unser Wachtfeuer her im Gebirge, von den Tscherkassen umgeben. Ich erinnerte ihn, wie oft er mit Yorik gesagt: „Wäre ich ein Fürst, welch ein Augenblick für eine Waise!“

Er sah mich mit zärtlichen Blicken an, die schimmerten, als wollten sie naß werden. „Ja, Sommern,“ sagte er dann, meine Hand fassend, mit einem ernsten Eifer: — „Jetzt bin ich Fürst, was damals unmöglich schien, und hier wiederhole ich Ihnen die Worte: „Welch ein Augenblick für jeden Unglücklichen, für jeden Unterdrückten!“ Aber, Sommern, vergessen Sie nicht, wie Sie und Fürst Fedorow mich aus dem unglücklichen Thale, am Terek aus den Tscherkassen, die mich am Boden hatten, herausholten. O, Sommern, da schloß ich Sie an meine Brust, und rief scherzend und im hohen Ernst zugleich: „O wäre ich ein Fürst, welch ein schöner Augenblick für den dankbaren Geretteten!“ Jetzt bin ich Fürst, Sommern!“

Thränen

Thränen drangen in seine Augen, und in meine. Er drückte mich an seine Brust.

„Ein armer Fürst zwar,“ fuhr er fort — „ärmer, ach viel ärmer, als da im Kaukasus! Da hatte ich ein paar Freunde. Hier habe ich nichts als — Spione. O glauben Sie, Sommern, ich verdiene wahrhaftig Vertrauen; denn mein Oheim verdient Ehrfurcht, und die Liebe seiner Unterthanen. Was Böses geschieht, gehört nicht auf seine Rechnung. Glauben Sie mir! Arm bin ich, ein armer Fürst; aber“ — er zog einen einfachen goldnen Ring vom Finger, und steckte ihn auf meinen — „nehmen Sie diesen Ring, Sommern! Bringen Sie mir den Ring, und was Sie dann bitten, das sey Ihnen gewährt, mein Freund, mein Retter!“

„Gut,“ sagte ich scherzend — o welch ein Augenblick, wenn ich Ihnen den Ring wieder gebe, für einen Unglücklichen, für Sie und für mich!“ Er bat mich, recht oft zu kommen. „Man wird es ja nicht

verdächtig finden, sagte er, ein wenig bitter — „daß ich gern einen alten Kriegskameraden sehe, und wenn man weiß, daß Sie mich gerettet haben."

Sieh, Fedorow! Ihn habe ich hier wieder gefunden, und mit ihm Dich halb; denn Fedorow ist sein drittes Wort, und meines — Mein drittes? O Fedorow, meine ganze Seele hängt an Dir! Ich liebe den Prinzen ja wohl nur darum, weil er Dich liebt, weil Du ihn liebst. Lebe wohl, mein Fedorow, lebe wohl! Heute werde ich, hoffe ich, wachend und schlafend von dem Kaukasus träumen, und nicht von dem Strande bei Travemünde.

O Fedorow! o Rosalie!

Billet des Grafen Drakensten an die Gräfin Alten.

Ist denn die ganze Hölle in Bewegung? Da tritt ein Gespenst nach dem andern

vor mein Gesicht, und grinset mich an, als wäre ich der Spott des kindischen Zufalls oder der höllischen Geister. Olof erst — o Du weißt nichts, gar nichts, Elise! Sieh, der Gouverneur von Wasa sendet mir von Olof das Billet, das ich beilege. Er meinte, es würde Friedensvorschläge enthalten. Lies!

Billet an den Grafen Erik von Olof.

Erik, Du jagtest mich vor vielen Jahren in den Hafen des Glücks, aus dem dunkeln Leben in den Himmel. Ach, lange noch schmerzte die Giftwunde, die Deine Habsucht; Dein Haß, Deine Heuchelei meinem Herzen geschlagen! Aber die brausenden Haß- und Blutwellen legten sich endlich, und ich konnte dem einzigen Menschen, den ich haßte, verzeihen, Dir! wenn am Abend eines schwärmerisch glücklichen Tages die selige Ruhe mein gesät-

tigtes Herz auf festen Händen wiegte, und ich im Kreise meiner glücklichen Familie rief: „O wie selig bin ich!“ so riß dieses schönste Gefühl des Menschen sich wie ein Geist von meiner Seele los, und überwältigte den Haß und jede dunkle Empfindung.

Ich ließ Dir alles. Ich sah ruhig auf mein Grab, das auch Dich versöhnen sollte, weil ich mein Geheimniß mit hinab nehmen wollte! Bösewicht, warum mußtest Du das Raubthier in meiner Brust, das mein Glück an unzerreißliche Fesseln gelegt hatte, wieder aufjagen? Du hast alle Gespenster unsrer Jugend wieder aus der Hölle gerufen: Du hast mir den Dolch in die Hand gezwungen. Ich stehe vor Dir, und fordere, was mein ist, und Rache für die Fesseln, die Du mir angelegt hast.

Olof.

Fortsetzung.

Sieh, da steht er vor mir mit dem Dolch in der Hand! Neben ihm sein Sohn, eben so muthig. Aber sie sind beide mein. Da steht ein neues Schreckbild, sein Schwiegersohn, fester als sie alle, und entschlossen, den Kampf bis auf den Tod mit mir auszukämpfen.

Der Fürst ist zu keiner festen Entscheidung zu bewegen. Er möchte wohl gar dem Olof Recht geben, obgleich er ihn haßt. Prinz Ludwig war nicht für den Thron erzogen. Den scheue ich fast mehr als alles. Er ist höflich und mischt sich in gar nichts. Freilich ich bin gedeckt, wenn auch alles schief ginge; aber doch nur halb. Meine Feinde sind in meiner Gewalt.

Aber, kennst Du einen russischen Major Sommern? Sein Beschützer ist der Fürst ***, der Staatsminister des Kaisers, so sagt mir der russische Gesandte. Bei seinem ersten Besuche ist seine erste Frage nach dem Grafen Olof. Beim Himmel! Elise, mir war's, als sähe

ich auch auf seinem Gesichte Züge des verhaßten Mannes.

Nachher stand er im Gartensaal vor dem Bilde von Olofs Mutter, betrachtete es lang und mit einer sichtlichen Bewegung. Ich habe mich erkundigt. Niemand weiß, wer er ist. Er ist als Kind nach Rußland gekommen.

Sieh, so steht ein Schreckbild nach dem andern auf, und mir ist zuweilen, als zöge eine dunkle Gewitterwolke über mein Haupt empor, eine Wolke, nicht aus irdischem Stoff erzeugt. O ich hätte ihn sollen in Ruhe lassen! Du — Du, Elise, hast ihn mir auf den Hals gehetzt! Nun vollende Du auch, was Du angefangen hast. Laß es die letzte Bitte an den Fürsten seyn!

Antwort.

O Du Unmensch! ich zittre auch vor seinem Blicke, nicht wie Du, ihn zu ver-

derben. Ach, ich zittre, daß er meinen Namen nennen wird: „Elise!" Vor diesem Augenblick zittre ich! Denn ich habe nur ihn geliebt. Nur ihn, und mein ganzes Leben war — Eine Thräne! Und dazu habt Ihr mein Leben gemacht! Ihr! Du!

O mir hätte er vergeben, wäre er länger geblieben; aber da trieb ihn eine höllische Lüge von hier. Sterbend sah Oheim Henning, wer er war, wer Du, und ich versprach dem Sterbenden, auf Olofs Seite zu treten, wenn er zurück käme.

O Du Unmensch, in Deinen Kerkern schmachten die Unschuldigen. O siehst Du denn nicht, daß eine höhere Macht sie gegen Dich aufrief? So lange ruhte er, so lange, und jetzt — eben jetzt! — da alles vorbereitet ist — jetzt tritt er und alle auf; und Du blinder, verkehrter Thor, siehst es nicht? Du wähnst, die Rache des Himmels sey ein Zufall?

Und ich? ich? Ich weiß, ich dürfte allein ihm ruhig entgegen gehen; denn ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben.

Antwort.

Es ist zu spät, Elise! Aber ich will es sanft auflösen. Aber trittst Du auf seine Seite, so verfolgt Dich der Fluch meiner Kinder, die Dich wie ihre Mutter lieben, ins Grab. Fürchte nichts, Elise! Niemand weiß, wo der Vater ist, Niemand! So bald die Papiere in meinen Händen sind, ist alles gewonnen. Sollen die Kinder des Mannes, der Dich verachtete, die Erben unsrer Ehre werden? Früher, als ich will, kann keine Entdeckung geschehen. Verderben will ich ihn nicht; aber hohnlachen, unsrer spotten soll er nicht, nicht meiner spotten, nicht Deiner!

Major Sommern an Fürst Fedorow.

***

Was ist das? O all ihr Mächte des Himmels! was ist das? Noch kann ich nicht fortfahren. Ich muß mich erholen.

— — —

Ich gehe mit den Rechnungen des Grafen Welikiew zu meinem Wucherer, der mir als der ärgste Spitzbube beschrieben war, einem Herrn Bohr, mit dem Entschlusse, den Kerl mit seinen eigenen Waffen anzugreifen, und finde einen Mann, dessen Kopf man unbedenklich auf den Rumpf des Oheims Toby hätte setzen können: so freundlich war sein Auge, so einfach das ganze Mienenspiel des runden, ruhigen Gesichts.

„Ich habe den Auftrag, Herr Bohr, hebe ich freundlich an — „die Schulden des Grafen Welikiew zu bezahlen. Ich weiß, Herr Bohr, wie solche Schulden, wahre Ehrenschulden im Grunde, die man mit leichten Golde bezahlt, gemacht werden.

Ich hoffe, Sie werden wissen, wie solche Schulden bezahlt werden."

Er sah mich lachend an. „Ehrenschulden, wie lucus a non lucendo. Er war Wucherern in die Hände gefallen —"

„Recht, Herr Bohr, das eben meine ich."

„Die ihn ausplünderten," fuhr er ruhig fort: „Geld war das wenigste, was er dabei verlor, der gute Graf, bis er mich kennen lernte. Ich brachte ihn auf einen Weg, der — glauben Sie, der Vater des Grafen hat mir für mehr zu danken, als er wohl denkt. Es ist keine geringe Kunst für einen jungen, reichen, eiteln Menschen — ein wenig roh war er dazu — allen den Händen, den Augen, den Netzen, den Fallen, den Saugrüsseln, die nach ihm greifen, ihn umstellen, umwickeln, zu entgehen. Sie müssen aus den Rechnungen selbst gesehen haben, daß der Graf unter meiner Aufsicht um neun Zehntel besser wegkam." Er holte sein Rechnungsbuch, las und erzählte mir kleine Begebenheiten, die in der That interes-

sant genug waren, und wobei der listige Schelm, den ich vor mir hatte, den Teufel als Bußprediger machte. „Sie sehen,“ sagte er dann — „ich habe an dem Grafen in meinen Büchern bessere Forderungen, als Gold.“

Herr Bohr überzeugte mich, daß er ein abgefeimter, geschmackvoller, anständiger Spitzbube war, der das Geld, was er den jungen Leuten zu Ausschweifungen borgte, jedesmal in ein Kapitel der Moral gegen Borgen und Ausschweifungen einwickelte.

Das machte mich ordentlich lustig. „Sie binden dem Teufel ein Priesterkrägelchen um den Hals, und bedecken den Pferdefuß mit dem Chorrock, Herr Bohr!“

„Wenn Sie so wollen, ja! denn der Teufel muß seinen Chorrock und seinen Kragen bei Ehren erhalten,“ antwortete er sehr ernst. „Die Tugend, glauben Sie mir, mein junger Herr, hat mehr Schutzwehren an dem Anstande, den die Würde, ein Amt, eine Kleidung, die Ach-

tung anderer Menschen gebieten, als an allen Moralsystemen in der Welt. Die Wünsche des Menschen sind schlimmer als sein Leben. Jeder Stand gebietet Tugenden, von denen das Herz wenig weiß. Ihr Portepee da gebietet Ihnen eine Verachtung des Todes, die kein Philosoph kennt."

Wir fingen nun an zu rechnen, zu handeln, zu zanken, und während deß hatte eine junge Frau, schwarz gekleidet, mit einem Zuge von stillem Gram auf einem höchst interessanten Gesicht, ein Frühstück auf einem Nebentisch aufgestellt.

Wir tranken ein Glas, dann wieder eins, und er fragte im Gespräch nach meinem Namen. Ich nannte ihn, und über sein Gesicht lief eine schnelle Veränderung bei meinem Namen, die aber sogleich verlaufen war. Aber daß ich mich nicht geirrt hatte, sah ich daraus: er fragte von Zeit zu Zeit mit einem größern Interesse nach meinen Geschäften hier, nach meinen Reisen; und dann schien er einige Sekunden

nachzusinnen. Er wurde mit jeder Minute zurückhaltender. Die muthige Fröhlichkeit war dahin; obwohl er noch fortfuhr, zu scherzen, zu satyrisiren. Es war etwas; was es war, weiß ich noch nicht.

Der Mensch kannte die halbe Welt mit Namen, und so fragte ich ihn auf einmal, ohne allen Uebergang: „Hören Sie, Herr Bohr, kennen Sie nicht etwan auch einen Herrn Ludolph, der auf Rantershof wohnte?“

Die Bewegung, worin diese Frage ihn versetzte, war doch so mächtig, daß er die Farbe auf eine ganze Minute verwandelte. Er antwortete stotternd; ich weiß noch nicht, ob Ja oder Nein. Er that, als horchte er auf etwas. „Mit Ihrer Erlaubniß!“ sagte er und ging aus dem Zimmer. Die junge Frau kam herein. Ich wollte meiner Sache gewiß seyn, und fragte die Frau: „Ich suche einen Herrn Ludolph, wenn Sie ihn etwa kennen!“

„Gar nicht,“ sagte sie mit der höchsten Ruhe. „Ich bin erst seit vier Wochen hier, und kenne Niemanden.“

„Sie sind die Tochter des Herrn Bohr?"

„Ach, nein! Ich bin eine unglückliche Wittwe," sagte sie seufzend und mit einem Blicke, der sich gewiß nach dem Grabe des Mannes wendete. „Herr Bohr besorgt nur mein Vermögen."

Ein Knabe von sieben Jahren kam in das Zimmer gesprungen. Die Mutter drückte ihn schweigend, aber mit dem Ausdrucke der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes, an ihre Brust. Ich ergötzte mich an dem Schauspiel, das durch den Liebreiz der Mutter und des Kindes noch anziehender wurde. Sie küßte ihren Sohn nur verstohlen. Es war, als hätte die Mutterliebe sich in den lächelnden Mund auf die röthere Wange geflüchtet, und als bewachte das niedergeschlagene Auge und die verhüllende Stellung die verschämte Unschuld der jungen Mutter, in der Gegenwart eines Mannes.

„Gott segne den lieben Knaben!" sagte ich; die Mutter legte sogleich die Hand auf des Kindes Haupt, und hob ihren

Blick zum Himmel, als wollte sie meinem Wunsche mit ihrem Gebet helfen.

Das schönste Gespräch über die Mutterliebe hätte nicht so viel Kraft gehabt, als diese stumme Scene, in der die Liebe, nicht die Lippe redete. Ich fing an, mich für diese junge Frau zu interessiren, und so konnte ich nicht begreifen, wie sie in das Haus dieses Herrn Bohr gekommen war. Ich hatte Lust, sie darum zu fragen; da trat Herr Bohr wieder ins Zimmer.

Man sah, er hatte draußen allen Muth wieder gesammelt, seine Verlegenheit zu verbergen. Er trat wie ein Schauspieler in einer lustigen Rolle auf. Er streichelte der jungen Frau über die Wange, und liebkoste dem Kinde, und sagte dann ruhig: „Sie fragten nach einem Herrn Ludolph? Hm! Ja, ich kenne einen Herrn Ludolph, mit dessen Namen und Schicksal ich aber vorsichtig umgehen muß. Lassen Sie hören!“

„Weiß ich doch fast nichts von ihm, als seinen Wohnort, den er mir aufgeschrieben.“

„O seine Hand kenne ich. Lassen Sie sehen.“

Ich zeigte ihm die Karte. Er besah sie, schüttelte den Kopf, sagte: „Ich kenne die Hand nicht. Eine schöne Hand, wie in Kupfer gestochen.“ Der Knabe sprang an ihm empor, die Hand nach der Karte ausstreckend. „Da! da! besieh; aber verdirb nichts daran. Der Knabe lief zu der Mutter! „Sie nahm ihm die Karte aus der Hand, um mir sie zurückzugeben. Einen Blick warf sie auf die Karte, dann schrie sie auf: „O Jesus! es ist mein Mann!“

Es war eine seltsame Scene, an der wir alle Drei, einen gleich mächtigen, und doch so verschiedenen Antheil nahmen. „Mein Mann!“ schrie die junge Frau, und stand auf einmal hoch emporgerichtet da, als hätte sie den Beschützer, den Vater des Sohns, schon neben sich stehen. Denn, wahrhaftig, an sich selbst dachte sie noch nicht. Sie riß mit starkem Mutterarm den Sohn vom Boden empor, und rief: „Fritz, Dein Vater! Dein

Vater!

Vater! Dein Vater lebt! Wir haben ihn wieder!“ Das demüthige Auge blitzte, die bleiche Wange färbte sich mit Purpur. Es war das Mutterherz, was sich bewegte. Die Geliebte stand noch zurück.

Herr Bohr stand durchbohrt von dem Geschrei: „Es ist mein Mann!“ Der Spitzbube in seinem Innern rang mit dem überwältigenden Schrecken, siegte und wurde besiegt; denn bald sah er zum Erbarmen einfältig aus, wie ein Dieb, der mit dem Diebstahl in der Hand gerade unter dem Galgen ertappt wird; dann half er sich mit einem Lächeln, das aber, wie einem schlechten Mahler, nicht gelingen wollte.

Und ich? in der ersten Sekunde erschütterte mich bloß das Schrecken- und Freudengeschrei der Frau; aber in der zweiten Sekunde riefen alle Stimmen in meinem Innern: „Rosalie ist frei!“ und so schloß ich, trunken von der schnellen Freude, die junge Frau an meine Brust, und, da die sich losriß, um die Karte zu betrachten, den Herrn Bohr, der wie

ein Podagrist mit mir im Zimmer umher tanzen mußte.

„Ein Irrthum!“ rief er — „ich setze meine Seele zum Pfande! Eine engländische Hand! das muß ich kennen! Die schreiben alle, einer wie der Andere.“

„Nein! nein! nein!“ rief die junge Frau mit froher Heftigkeit, und zog aus dem Busen einen Brief ihres Mannes hervor. Sie faltete ihn aus einander. Bohr und ich, wie zwei Stoßvögel, auf den Brief ein! „Sagt ichs nicht,“ überschrie er mich, „es ist dieselbe Hand, einer wie der Andere.“ Ihn machte der Schrecken verwirrt, mich die Freude; denn ich rief: „Herr Bohr, das sieht ein Blinder, daß das nicht Eine Hand ist!“ Ein Vierter hätte lachen müssen.

„Sehen Sie,“ rief die Frau, zornig über unsern Widerspruch — „sehen Sie nur den Zug unter dem Namen, seines Vaters verschlungenen Namenszug, und ohne uns ihn zu zeigen, sank sie auf die Kniee, und rief ein paar Worte des glü-

henden Danks gen Himmel; dann aufspringend fragte sie: „O wo ist er? o wo sahen Sie ihn?“

Ich fing an zu erzählen, ich beschrieb ihn. Auf einmal rief ich: „O er ist es ohne Zweifel! ohne Zweifel! glückliche Frau; denn auf seinem Zimmer hing Ihr Gemählde, nur einige Jahre jünger, wie —“

„Recht, ein schlafendes Kind auf meinem Schooße!“

„Recht, und lächelnde Engel, die ihre Blicke auf das schlafende Kind hefteten!“ sagte ich.

Da fiel sie in meine Arme, und nun schluchzte sie laut, und die Freude wirbelte sie durch den ganzen Kreis der vielgestalteten Leidenschaft, der Liebe, des Andenkens an die schönen Tage, an den unendlichen Schmerz über seinen Tod, der Sehnsucht nach ihm, der Hoffnung, der Ungewißheit. Herr Bohr marschirte das Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, in der ruhigsten Stel-

lung; aber die zu weiten Schritte von einer Brettfuge auf die andere verriethen seine Unruhe.

„Aber wie konnten Sie denn glauben, er sey todt?“ fragte ich.

Da erstarrte das schöne, frohe, selige Gesicht erst zum Nachsinnen, dann zum Mißtrauen, dann richtete sie den dunkeln Blick langsam auf Herrn Bohr. Auf einmal wendete sie langsam das fürchtende, sinnende Gesicht zu mir und rief, meine Hand ergreifend, mit leisen, aber um Rache rufenden Tönen: „Aus der Seele dieses Ungeheuers kam diese höllische Lüge, die mich wahnsinnig gemacht hätte, wäre ich nicht Mutter gewesen!“

Hier trat Herr Bohr in einer festen Stellung vor uns. Man sah, er war mit seinem Entschluß und mit einer neuen höllischen Lüge fertig. „Wenn er es ist, gut, so war ich getäuscht so gut, wie Sie, Madam! Und sein wahrer Name, den er abgelegt, der Name Ludwig, den er angenommen: Wer weiß, ob er Sie

nicht selbst mit seinem Tode täuschen wollen?“

„Sagen Sie uns nur vorerst, ehrlicher Mann, wo dieser Herr Ludolph jetzt sich aufhält?“ hob ich, ihn kaltblütig mit den Augen messend, an, um ihn aus seiner Ruhe zu bringen. Er behauptete mit einer lächelnden, zuversichtlichen Miene, er kenne ihn nicht, er wisse nichts von ihm. Er berief sich hierbei auf die junge Frau, die nach einem langen Nachsinnen meinte, es könnte wohl seyn.

„Ich weiß es besser, Herr Bohr!“ sagte ich zuversichtlich. „Sie kennen diesen Herrn Ludolph, Sie wissen, wo er ist. Sie stehen jetzt auf der gefährlichsten Minute Ihres Lebens. Wie Sie hier diese unglückliche Frau mit dem Tode Ihres Mannes täuschten, so täuschten Sie den Mann mit dem Tode der Frau und vielleicht seines Sohnes. Das weiß ich, Madame! Das weiß ich gewiß!“

Was mich so zuversichtlich machte, waren die paar Worte des Herrn Ludolphs von seiner Liebe zu Rosalien.

Wenn er seine Frau nicht todt wußte — das ist ja natürlich! Mein zuversichtlicher Ton machte wohl den Spitzbuben verlegen, aber nicht furchtsam; das sah ich an den Blicken, die mich ausspioniren wollten. Er legte die Hand auf die Brust, und sagte mit plumpem Trotz: „Hier steh ich, den Schein gegen mich. Ich bitte Sie, Herr Major, nicht eher mein Haus zu verlassen, als bis Sie in Gegenwart dieser jungen Frau mich dieses Verbrechens überwiesen haben. Schonen Sie mich nicht! Ich bitte Sie darum.“

Ich begriff wohl, der Kerl wollte mich aushorchen, wie viel ich wüßte. Ich durfte meinen Vortheil nicht aufgeben. Ich sagte lachend: „Das wird sich ja finden! Ich bin Ihr Inquisitor nicht, ehrlicher Mann, daß Sie den Mann dieser Frau kennen, unter dem Namen Ludolph kennen, daß Sie ihn mit dem Tode seiner Frau getäuscht haben, weiß ich gewiß. Ich schreibe von hier an den russischen Gesandten. Sie wissen, was er Ihrem

Fürsten gilt. Ich gehe nicht eher, als bis man alle Ihre Papiere in Beschlag genommen hat. Irgend ein Papierchen wird ja Licht geben."

Er zog die Augenbraunen tief über die Augen, wahrscheinlich um nachzusinnen, wie viel Gefahr dabei wäre. Oder sann der Kerl über etwas Anders nach? Fast schien mir's so. „Worüber sinnen Sie, Herr Bohr?" fragte ich, ihn verwirren wollend.

„Ueber nichts, was mich betrifft," sagte er, mit der Hand auf der Brust. „Ich habe eine Menge Papiere im Hause, die mich verlegen machen: Rechnungen junger Wüstlinge; wie zum Beweis die Papiere des Grafen Welikiew. Ich darf davor nicht erröthen; das wissen Sie; aber wohl — doch um meine Unschuld zu erweisen, muß ich jetzt auf diese Maaßregel dringen, die nicht einmal" — das sagte er lachend — „zu etwas führen würde, wäre ich der Spitzbube, für den Sie mich halten. Doch es sey!" Er brachte mir Papier. „Schreiben Sie,

Herr Major!" Er setzte sich ruhig in einen Armstuhl, und glättete mit seinem Aermel seine Beinkleider von Sammet.

Ich stauchte die Feder voll Verdruß auf den Tisch. Denn der Kerl hatte mich gefangen.

„Oder was bedarf's der Umstände?" hob er wieder an. „Die junge Frau da weiß, daß hier in diesem Zimmer und dort in meinem Schlafzimmer alle meine Papiere sind. Hier sind die Schlüssel." Er schloß seine Schränke auf. „Suchen Sie, lesen Sie, nur Ihr Ehrenwort, daß Sie verschweigen wollen, was unsrer Sache nicht angeht. Die junge Frau da ist zwar erst vier Wochen im Hause; aber sie weiß doch, daß ich zwei, drei Tage abwesend bin, ohne die Schlüssel abzuziehen."

Die junge Frau bestätigte das. Da ergriff mich der Zorn. Ich faßte ihn an der Schulter. „Mensch," rief ich — „Du kennst ihn, ich weiß es. Aber zittre, zittre, Gauner, wenn ich ihn finde!" Ich griff nach meinem Hute. Die junge Frau

trat in meinen Weg. „Gott!“ sagte sie — „und was soll aus mir werden?“

„Konstanze,“ sagte der Schurke mit liebkosender Stimme — „findet der Herr Major Ihren Gemahl, so weiß er ja, daß Sie bei mir sind.“

„Nein, nein!“ rief sie — „und müßte ich mit meinem Kinde auf dem Arme mein Brodt vor den Thüren suchen —“

„Bösewicht,“ rief ich — „nicht eine Minute länger soll die Frau, die Du unglücklich machtest, unter Deinem Dache bleiben!“ — „Wie ist's mit Ihrem Vermögen?“ Sie hatte alle Dokumente darüber in ihren Händen. Ich sah sie durch. Es war alles richtig. In einer Stunde war alles in mein Wirthshaus geschafft. Was des Kerls Plan auch seyn mochte, ich hatte ihn zerstört, und ich freute mich; denn er sah mich noch mit gift- und zorn erfüllten Blicken nach, beide Fäuste geballt, und dennoch kriechend höflich.

Der Triumph des Spitzbuben.

Bohr machte die Hausthür hinter ihnen zu, und dann sagte er giftig: „Geh zum Teufel! Da führt er meine Beute hin! Ich war auf gutem Wege mit ihr! Ihr Schmerz wurde milder. Sie hatte schon Zutrauen zu mir gefaßt. Ich ließ ihr die Dokumente ihres Vermögens. Das hat nun der Teufel auch geholt! ich Dummkopf! Ists doch, als hätte der Teufel diesen verdammten Russen auserlesen, mir in den Weg zu treten! Aber Rache will ich! Rache habe ich! Suche Du diesen Herrn Ludolph nur! und deine Geliebte, Rosalie! O! o! hätte ich gewußt, daß dieser Herr Ludolph und Kleemann Ein Mann wären, ich hätte — alle Teufel! wie nah stand ich meinem Glücke! wie nah! Ich hätte ihn diese Rosalie heirathen lassen; und diese Konstanze, die ich mit dieser verdammten, unbegreiflichen Leidenschaft liebe, wäre mein gewesen! Mein! mein! Er hätte ja Gott danken müssen, wenn ein

Mann sich zu der Verlassenen gefunden hätte! So nahe meinem Wunsche, dem einzigen meines Lebens! Und ich schlage mir selbst die Himmelsthür vor der Nase zu!

„Hat mich denn der Teufel zum Narren? oder ist's wahr, was die Frau von Lörrach schreibt: „Ja! ja! Schutzgeister umringen uns!"

„Ich zerbreche mir da den Kopf an dem Einen Satanswunsche, diese Konstanze mein zu nennen. Ich spinne da ein Netz, feiner und unsichtbarer als ein Spinnengewebe. Ich hätte wollen damit eine Königskrone in meine Tasche hinein lügen. Der Zufall thut mehr für mich, als ich selbst. Ich durfte nur still sitzen, so war mein Wunsch erfüllt. O ich Dummkopf! Ich fliehe aus Holland hieher, um seinen Nachsuchungen zu entgehen, und hier eben stehe ich in der Patsche! Ich helfe ihm aus der Falle, in der er sich selbst gefangen hat, ohne mein Zuthun. Ich durfte nur still sitzen! nur

still sitzen und zusehen, wie alles arbeitete, mich in Konstanzens Arme zu führen: Ach, Konstanze!

„Aber such ihn nur! Er sitzt in Warsa, auf ewig! Und Niemand weiß es, als ich und der Teufel! Und Du Russe, o Du verdammter Russe, Du hast mir Konstanzen genommen! Ja, denn sie liebte mich um des Knaben willen, dem ich liebkoste. Die Hölle auf Deinen Weg! Nun such Rosalien; und hülfe der Teufel sie Dir finden, so findest Du sie in den Armen eines Andern; und dann, o gäbe der Himmel dann, daß Du sie lieben müßtest, wie ich Konstanzen; und wenn das entehrte Mädchen seufzend Dich anblickt, so denk an den heutigen Morgen, und der Teufel flüstre Dir zu: „Das that Bohr!" und dann verzweifle! — —

„Des Grafen Ehrenwort habe ich, meinen Namen zu verschweigen, seinen Kontrakt dazu. Die Frau von Lörrach ist mein. Sie muß schweigen, damit ich schweige. Das verführte Mädchen — schweigt ohnehin. Und ich habe meine

Rache und meinen Triumph, und wenn ich muß, bin ich wieder in Holland! O Konstanze! Konstanze! Zweimal so nahe schon Dir, o der verdammte Kleemann! o der verdammte Russe!"

Das Füllen ohne Zügel, die verhandelte Braut, der erste Kuß.

Der junge Kleemann oder Ludolph ging mit dem alten Faktor, nach dem alle Erbschafts-Geschäfte abgemacht waren, in alle Welt. Der Tod des Alten hatte dem Faktor das Herz gebrochen. Er starb ihm nach, nach vier Wochen, nachdem er auf seinem Sterbebette dem Jüngling noch einmal das Moralsystem seiner Großmutter, und weiter nichts, eingeknüpft hatte. Ludolph ließ ihn prächtig begraben, und rasch ging er nun nach Holland zu, um das Land der Freiheit, England, zu erreichen.

Das Taschenbuch voll Anweisungen auf Geld, die Brust voll noch größerer Anweisungen auf Genuß, ging er muthig allen Abenteuern entgegen. Er sah keck jedem hübschen Mädchengesicht ins Auge; denn der Faktor hatte ihm alle Dokumente mitgegeben, die beweisen konnten, er hätte ein Recht zu jedem Mädchen. Und eben diese Vorsorge des Faktors, die er zuerst belachte, brütete in seinem Herzen eine Liebe ohne Gegenstände aus, zu dem der Gegenstand sich gewöhnlich in dem ersten Mädchen findet.

So fand sich der Gegenstand seiner Liebe a priori schon in der ersten Treckschuyte, die von Rotterdam nach Utrecht ging. Er sprang mit einem Mantelsack — denn sein Gepäck war mit einem Beurtschiff nach Amsterdam gegangen — lustig in die Treckschuyte, und bekam seinen Platz gegen einer jungen und einer alten Holländerin über.

Die ganze Büste der Jungen war bis zur Herzgrube unter dem großen holländischen Hute gegen seine Blicke und Liebe

gedeckt; aber Ludolph hatte noch nicht eine Stunde gegen ihr über gesessen, so war sein Herz dennoch schon in Bewegung gegen das, was er sah, gerathen. Er sah die Spitze eines kleinen Fußes in der Luft schweben, und darunter einen ganzen Fuß bis zum Knöchel auf der Erde ruhen. Er sah ein Knie über das andere geschlagen, darüber zwei weiße zarte Hände in der Arbeit des Strickens begriffen. Ruhten die Hände, so machte der schwebende Fuß kleine Kreise in der Luft, und nach zehn Minuten hatte er heraus, daß die Büste, die er nicht sah, ein Ideal der Schönheit sey, daß in der Büste ein Herz voll warmen Gefühls schlagen, und in der Stirn eine sinnige Seele wohnen müsse.

Die Alte redete holländisch mit der Jungen, was er nicht verstand; aber er hörte eine reine Stimme, einen schönen Akzent, und er schwor darauf, das blaue Auge — die Farbe des Auges schloß er aus der Farbe des Bandes — und das Lächeln des Mundes, war beredter als Pallas.

Kurz er war halb verliebt in das Mädchen, und wurde es ganz, weil Niemand auf dem Schiffchen war, der Deutsch redete. Er war also gezwungen, nichts anders zu thun, als zu errathen, wie schön die Büste seyn würde, zu der der kleine Zauberkreise-machende Fuß und die weißen Hände mit ihrer Arbeit gehörten.

Wie das Mädchen es gemacht hatte, seine Blicke zu sehen, wissen wir nicht. Hatte der Hut wie ein Fächer seine Stäbe; das Spiel der Füße hörte auf. Er sah nicht eine Spitze mehr. Der Rock fiel in großen verhüllenden Falten über die ganze Gestalt. Nichts war mehr sichtbar als die Hände, die jetzt fleißig arbeiteten.

„Eine unschuldige, verschämte, tugendhafte Seele!" dachte er mit pochendem Herzen, und sah dennoch hin, wo nichts mehr zu sehen war. Aber er blieb nicht ohne Hoffnung; denn er sah deutlich, wie zerstreut sie wurde, sich so betrachtet und verrathen zu sehen. Denn alle fünf Minuten ließ sie Maschen fallen, was ihr vorher nicht Einmal begegnet war.

Sagt

Sagt selbst, wie konnte das Herz eines jungen Menschen von drei und zwanzig Jahren, mit den Dokumenten in der Tasche, daß er jeden Tag heirathen kann, dagegen aushalten? Eine Holländerin war sie nicht, sah er mit Freuden, obgleich sie holländisch redete. Denn erstlich waren ihre Hände zu klein dazu, auch schlug sie eine Tasse Thee aus, den man auf die Treckschuyte brachte, wo ein neues Pferd vorgehängt wird; was keine Holländerin thut. Man brachte ihr ein Glas Wasser. Sein Herz pochte; denn nun endlich! dachte er unruhig. Sie aber stand auf, wendete sich um, trank ein paar Tropfen. Er sah nichts weiter, als eine sehr schlanke, feine Figur. Aber er errieth wieder eine neue Tugend, eine feine Zartheit ihrer Empfindung, daß sie ihm das Gesicht verbarg, und mit zwei Tropfen Thau ihren Durst löschte. Sie setzte sich wieder hinter die verhüllende Wolke ihrer Kleidung.

„Aber was kannst Du dem scharfen Auge der Liebe verbergen, liebes Mädchen?

Gar nichts! Errieth er doch, weil keiner Deiner Finger einen Ring trug, sondern nur auf jedem Gelenk ein Grübchen, und an der Spitze eine Morgenröthe, Dein Alter! Sie ist höchstens sehszehn Jahr alt, und heute hebt die Sehnsucht nach Liebe zum erstenmal die Psychens-Flügel in ihrer unschuldigen Brust, träumte er, und sah es an Deinen langen Athemzügen, deren wallende Bewegung sich unter den Rand des Huts erstreckte.

Hinten in der Treckschuyte erhob sich ein lautes Gespräch. Ein Knabe von dreizehn Jahren erzählte mit Schluchzen seine Jammergeschichte, von der Ludolph nichts verstand, als den Jammer und die Wahrheit aus den Tönen. Die Finger mit dem Strickzeuge fielen auf den Schooß; die Büste mit dem Hute drehete sich gegen den kleinen Redner, der mit einem kleinen Schnupftuche in der Hand und den Thränen im Auge alle Herzen bewegte. Des Mädchens Finger ließen Faden und Nadel fallen, und falteten sich sanft zum Gebet. Dann suchte die rechte

Hand in dem Strickbeutel ein Allmosen für den Knaben. Die Alte rief ihn. Das Mädchen gab ihm ihr Allmosen, und mit dem Allmosen einen leisen Händedruck. „O fromme, gute Seele!“ dachte Ludolph mit immer größerer Liebe.

Der Knabe wollte die wohlthätige Hand küssen. Sie wand sich früher los. Dann sah der Knabe, sich abwendend, auf Ludolph. Ludolph sagte: „Ich verstehe Dich zwar nicht, armes Kind, und Deine Jammergeschichte.“

„O mein lieber Herr!“ antwortete der Knabe deutsch, und erzählte ihm, daß sein Vater umgekommen sey in der Rettung eines Schiffs, was in der Mündung der Maas Noth gelitten. Der Schiffer auf der Treckschuyte könne es ihm bezeugen, daß sein Vater ein ehrlicher, braver Mensch gewesen. Nun sey er allein, eine Waise und arm.

Der Knabe erzählte so wahr, und das Gesicht war so offen, so treuherzig, daß Ludolph gegeben hätte, und wenn der Knabe ihn ganz allein gesprochen. Aber

das Mädchen hatte für den Knaben die Hände gefaltet. Es war des Knaben Glücksstunde. Er faßte die Hand, die des Mädchens Hand gedrückt hatte, und legte in die Hand, was seine an Geld gefaßt hatte.

Der Knabe ging zurück an das Steuer; aber dort hinten erhob sich ein noch lauteres Gespräch. Der Knabe kam durch das Schiff geflogen, stand schluchzend vor Ludolph, wollte reden, konnte nicht, griff nach Ludolphs Händen, und sank endlich, laut weinend vor Freude, auf die Kniee.

„Ich bitte Dich, mein Sohn," sagte Ludolph — „komm nachher zu mir, wenn wir allein sind! Jetzt geh! hörst Du?" Der Knabe flog wie ein Vogel wieder hinten hin, und wie Ludolph seinen Blick auf das Mädchen warf, sah er in ein himmlisches Gesicht, das schöner war, als alle seine Phantasieen, und das Gesicht lächelte ihm zu mit schönen Thränen in den blauen Augen.

Sie hatte im raschen Gefühl den Hut aufgeworfen, um den glücklichen Knaben zu sehen, nicht den edlen Geber. Eine schnelle Purpurröthe zog sich über ihr Gesicht, da er seinen Blick auf sie warf. Eine schöne Röthe, nur nicht die Röthe der Schaam, sondern der freudigsten Ueberraschung beantwortete ihre noch schönere Schamröthe.

Sie bückte sich nach ihrem gefallenen Strickzeuge, der Hut fiel wieder vorn über, und sie saß wieder, wie vorher.

Jetzt wußte Ludolph nichts weiter von ihr, als daß sie himmlisch schön war. Er hatte sogar vorher mehr von ihrer Büste gewußt. Aber entschlossen war er, fest entschlossen, nach allem, was er von ihrem schönen Charakter, von dem Reichthum ihres Geistes wußte, die Sache so weit zu treiben, als möglich. Ob sie eine Holländerin ist, oder eine Französin? denn eine Deutsche? wohl nicht.

Am Ort, wo sie aßen, und wo der Wechsel der Fahrzeuge war, griff der Knabe nach Ludolphs Mantelsack, und

die Alte rief dem Mädchen, das nach dem Knaben sich umsah, mit dem Namen: „Konstanze!" Ludolph wußte nicht, worauf er hören sollte, auf den schönen Namen, oder auf den Knaben, der fragte, wohin er seine Sachen legen sollte.

Er nahm den Knaben allein. „Du willst also in meinen Dienst, mein Sohn?"

„O bis an meinen Tod!" rief der Knabe, und ließ den Mantelsack fallen, um seine Hände bittend empor heben zu können.

„Wie heißt Du?"

„Pieter!" antwortete der Knabe, mit Thränen in den Augen.

„Nun, so sey mein!" sagte Ludolph, und folgte den beiden Frauen, wovon die Eine jedes Wort des Gesprächs und jede Bewegung dabei bemerkt hatte. Ludolph fand sie schon im Gastzimmer. Der große Hut lag im Fenster; aber obwohl sie das Gesicht abgewendet hatte, erröthete sie dennoch, da er in die Thür trat. Man setzte sich sogleich an den Tisch

zum Essen. Ludolph saß Konstanzen gegenüber. Sie lächelte mehr, als sie aß; sie erröthete mehr, als sie trank. Sie sprach mehr mit Lächeln, mit demüthigen Verbeugungen des schönen Kopfs, als mit der Zunge. Das alles gefiel, das alles entzückte den Jüngling, und hätte ihn entzückt, und hätte sie von allem das Gegentheil gethan.

Er bot auf dem Rückwege zu dem Fahrzeuge der Alten den Arm, und Konstanze verbeugte sich gegen ihn dafür. Er nahm ihr ihren Hut ab, nicht um ihr einen Dienst zu thun, wie sie meinte, denn sie neigte das Haupt so schön, sondern um zu sehen, ob man durch den Hut sehen könnte, und er fand zwischen dem Bande, womit der Hut geschmückt war, Oeffnungen.

Auf einmal sagte die Alte Konstanzen etwas, und Konstanze erröthete stärker, als noch nie. Zitternd öffnete sie die Rosenlippen, und fragte leise, stockend, das Auge von den schönen seidnen Wimpern genug bedeckt, aber zu seiner unend-

lichen Freude in seiner Muttersprache: „Sind Sie in Utrecht bekannt?“

„O Himmel!“ fuhr er heraus mit seinem Entzücken — „sind Sie meine Landsmännin? O wie sehnlich habe ich das gewünscht, und fast geglaubt.“ Sie mußte noch einmal fragen. Er sagte nein, und sie waren an dem Fahrzeuge.

Sie saßen gegen einander über; aber seit er wußte, sie war eine Deutsche, hatte er sogar den Muth verloren, sie anzusehen, obgleich der Hut auf ihrem Schooße ruhte, obgleich das Auge sich auf den Boden heftete. Er konnte mit allem Witz nicht eine Frage ersinnen, die er ihr thun konnte.

Es war beiden ärgerlich — denn Konstanzen ging es eben so — sie öffnete sogar ein paarmal die ängstlichen Lippen, etwas zu sagen. Aber es wollte kein Laut hervor, und ohne die Angst der Alten wäre die Reise ohne ein Wort vollendet.

Konstanze war eine Deutsche, und jetzt eine Waise. Nach dem Tode ihres Vaters, mit dem sie oft in Holland ge-

wesen war, ließ ihr Vormund, ein alter Geizhals, dem der Vater Konstanzen und ihr Vermögen im Testament als Vormund übergeben hatte, Konstanzen durch diese alte Holländerin aus Deutschland nach Naerden holen.

Er war ein Geizhals und ein Spitzbube dazu; aber er hatte Konstanzens Vater in seinen Geschäften so gut, so ehrlich bedient, daß der bei seinem Tode in der Fremde — denn er war aus Holland — Niemanden wußte, dem er das Glück seiner Tochter sicherer anvertrauen könnte, als eben dem Herrn Houtdoorn, der jetzt schon mit dem Plane fertig war, sein Mündel um die Hälfte ihres Vermögens und um ihr ganzes Glück des Lebens zu betrügen.

Denn sobald er das Testament des Vaters in Händen hatte, das ihm Vaterrechte über Konstanzen gab, sann er sogleich nach einem Menschen, der Konstanzen mit einem Theil ihres Vermögens nähme.

Es fand sich Niemand besser dazu, als Herr Bohr, der in dem Hause des Herrn Houtdoorn aus- und einging, und ebenfalls seine Rechnung machte, sich einmal in das Testament des Herrn Houtdoorn, der keine Verwandten hatte, und mit einem Fuß im Grabe ging, einzuschmeicheln oder einzustehlen.

Der Alte holte Herrn Bohr aus. Man handelte hin und her, und Herr Houtdoorn verkaufte die Braut zu einem guten Preise. Das Instrument war aufgesetzt und unterzeichnet, worin Herr Bohr über Konstanzens ganzes Vermögen quittirte. Man erwartete die Braut, ein junges Ding von siebenzehn Jahren. Herr Bohr, ein gewandter Kerl, nahe an den Vierzigen, traute sich es zu, mit dem jungen Mädchen wohl fertig zu werden. Die Briefe des Vaters nannten Konstanzen schön, der Alte sprach von ihr mit Entzücken, so daß Herr Bohr ordentlich in das Mädchen, weil er sie noch nicht gesehen, verliebt wurde. Die alte Haushälterin, die nicht aus

Naerden gekommen war, erhielt den Auftrag, die verhandelte Braut aus Breda abzuholen. Sie reiste mit einer Gesellschaft dahin, und fand, nachdem sie Konstanzen in Empfang genommen, wieder Gesellschaft bis Rotterdam. Hier aber bestieg sie zitternd die Treckschuyte; denn sie war mit Konstanzen allein.

Alle die Menschen auf dem Fahrzeuge kamen ihr wie Spitzbubengesindel vor, bis auf den einzigen Ludolph. Die Alte hatte wohl gesehen, mit welchem Wohlgefallen Ludolph Konstanzen betrachtet hatte, und darauf bauete sie den Plan, den fremden Herrn zu ihrem Begleiter und Beschützer zu machen in den Wirthshäusern unterwegs, die sie sammt und sonders für Räuberhöhlen hielt.

Daß der fremde Herr sie an das Fahrzeug führte, und nicht Konstanzen, stahl ihm ihr Herz vollends. Sie hatte also schon zehnmal Konstanzen gebeten, dem Herrn ihre Furcht zu sagen. Das Mädchen erröthete, versprach und schwieg.

Da aber am Ende des Kanals die Thürme von Utrecht sichtbar wurden, wurde die Ungeduld der Alten so sichtlich, daß endlich Ludolph Konstanzen fragte, was ihre Begleiterin von ihm wünschte.

Konstanze, mit einem lieblichen Erröthen und einer noch lieblichern Verwirrung, trug ihm stockend ihrer Begleiterin Furcht und Wunsch vor, unter seinem Schutze zu stehen. Die Alte bestätigte mit einem höflichen Lächeln und Kopfneigen die Bitte, und Ludolph versprach mit einem Eifer, der Konstanzen unruhig machte, er wollte sie nicht eher verlassen, als am Thore von Naerden.

Es that Ludolphen weh, daß es bis Naerden nicht noch eben so viel Tagereisen waren, als Stunden, nämlich fünf; aber durch den Schutz, den er versprochen hatte, hatte er das Recht bekommen, seine beiden Schützlinge auszufragen. Bis vor die Thore von Utrecht erfuhr er also Konstanzens kleine Begebenheiten, und Konstanze erfuhr von dem fremden Herrn, daß er so gut wie sie eine verwand-

tenlose Waise war, aber unabhängig von allen Menschen in der Welt. Bei dem Wort „unabhängig“ sah er sie so schmachtend an, als wollte er sagen: „Nur nicht von Dir!“

Er erfuhr später, da er nach dem Charakter ihres Vormundes fragte, was Konstanze erst von der Alten unterwegs gehört hatte, und sie sagte es mit trüben Blicken, daß sie wenig Hoffnung habe, glücklich zu seyn in dem Hause des alten geizigen Mannes, der nicht nur seine Thür, sondern auch seine Fenster den ganzen Tag verschlossen hielte.

Ludolph seufzte; aber er bot beim Aussteigen der Alten wieder seinen Arm, und führte sie in den Leopard. Der Knabe trug seinen Mantelsack und Konstanzens Hut, ehrerbietig ihnen nachschreitend.

Die Alte war unendlich vergnügt, daß sie in dem Leopard — sie zitterte vor dem Namen, noch mehr vor dem häßlichen Bilde — einen so muthigen Herrn bei sich hatte, der mit dem Marqueur französisch

redete, und gebietend wie ein König. Der Kleine war noch glücklicher. Denn er stand, ganz neu vom Trödel gekleidet, ehrerbietig und mit rinnenden Thränen an der Thür. Ach, Konstanze ging ja erst dem Leoparden, ihrem Vormunde, entgegen. Wer sollte dort ihr Beschützer seyn, wenn nicht dieser edle Landsmann? Und Ludolph überlegte, daß noch der heutige Abend, und der morgende Vormittag die Zeit wäre, in der er glücklich werden könnte. Auch wollte er es; aber er konnte das erste Wort nicht finden, zu einer Erklärung über seine Empfindung.

Das Herz trieb beide recht oft den Abend bis an den Rand der gefährlichen Minute; denn die Holländerin, die stumm zu seyn verdammt war, schnarchte in ihrem Lehnsessel, um die Nacht desto besser die Diebe abwarten zu können. Konstanze erzählte, so gut sie konnte, von der Liebe ihres Vaters, von der Erziehung ihrer vortrefflichen Mutter in der Einsamkeit des Landes. Er entdeckte zu dem ersten Himmel ihrer Reize noch die sechs

andern Himmel der Morgenländer hinzu; aber eben diese Entdeckung, wie sorgsam sie erzogen war, wie fein sie dachte, wie der schöne Geist von den Musen alle Künste erhalten, machte ihn noch blöder, und sie muthiger.

Da vom Thurm die Glocken Mitternacht schlugen, und das holländische Glockenspiel und die Musik vom Thurm, und der Nachtwächter zusammen fielen, und die schnarchende Duenne erweckten, die gern Diebe geschrieen hätte — ach! es war kein Dieb hier, als einer, der den Muth nicht hatte, zu stehlen — so sagte er gute Nacht. Konstanzens Augen fielen in Thränen zu; seine blieben offen, um den Entschluß für Morgen zu fassen.

Am andern Morgen war Konstanze ganz anders gekleidet, höchst reizend, und doch einfach. Die Alte, die nun am Mittag in Naerden zu seyn hoffte, war auch anders. Sie blieb an Konstanzens Seite, wie eine gute Duenne, und spionirte jetzt ganz dreist jedes Wort auf seinem Gesichte nach. Das Gespräch

wurde dadurch kalt wie Eis, und mit einer unbeschreiblichen Betrübniß und mit einer hohen Schaamröthe mußte Konstanze den Jüngling ersuchen — sie that's mit halben Worten — wieder ein Fremder für sie zu seyn, weil sie nach der Aussage ihrer Begleiterin ihren Vormund auf der ankommenden Treckschuyte erwarten müßte.

Er bückte sich. Aber dann sah er mit einem Seufzer sie an. Sie antwortete mit einem Seufzer, setzte ihren Hut auf, um ihre Thränen zu verbergen, und er ging hinten an das Steuer.

Richtig! nach einer Stunde hielt Herr Houtdoorn mit einem Wagen bei einem Buytenplaets. Die beiden Frauen stiegen aus. Konstanze warf noch einen Blick nach dem Steuer zu, und der Wagen rollte dahin.

Herr Bohr hob Konstanzen in Naerden aus dem Wagen, und das Herz schlug ihm so gewaltig, da er das Mädchen in seinen Armen hatte, als wäre es die Liebesgöttin vom massiven Golde gewesen. Verstohlen winkte der Alte

Herrn

Herrn Bohr zu, und in Bohrs Augen leuchtete ein Entzücken, daß der Alte beschloß, noch ein paar tausend Gulden an seinem Mündel zu gewinnen.

Aber er schwieg. „Ich will," sagte er vor sich — „den Schelm erst recht ins Garn gehen lassen!" Und Bohr ging ins Garn, tiefer als der Alte dachte. Er hatte Konstanzen reizend gedacht — das eben war's — und nun fand er sie tausendmal reizender, als er sie gedacht hatte. Er hatte nur bisher die Mädchen nach der Aussteuer angeschlagen. Hier fand er eine reichere Aussteuer, als er je gehofft hatte, und die Schönheit dazu. Des Schelms Begierde erwachte — nicht zum erstenmal — aber mit der Hoffnung der Erfüllung. Er schloß den alten Vormund voll Entzücken in die Arme, da er ihn allein hatte. Der schwieg und dachte: „Nur immer tiefer hinein!"

Nun kam die Reisebeschreibung, bei der Konstanze die beiden Freudentage mit Herzpochen fast überhüpfte; aber wie

pochte das Herz, da sie den kleinen Pieter vor der Thür des Gasthofs gegenüber stehen sah!

„Er ist nicht weit!“ hätte sie gern gerufen und die Arme dazu ausgebreitet.

Am andern Morgen setzte ihr der Alte seine Grundsätze über das Heirathen auseinander, daß ein Mädchen bis an die Hochzeit mit einem verständigen Manne von vierzig Jahren nicht anders aus dem Hause kommen müßte, als in die Kirche. Er legte ihr dabei das Testament ihres Vaters auseinander geschlagen vor, und sie mußte den Artikel, der seine *Gewalt* in diesem Punkte betraf, selbst und laut vorlesen. Sie konnte es kaum vor Thränen. Aber es war der Befehl ihres Vaters, der sie geliebt hatte; und da sie einen Blick aus dem Fenster warf, sah sie Niemanden gegenüber. Ihr Herz zog sich zusammen. Ach, wer wollte sie retten? wer? wer konnte das Testament ihres Vaters umwerfen?

Drei Tage brachte sie mit Hoffnungen, mit Ueberlegungen zu. Sie sah

Niemanden mehr gegenüber, und am Fenster durfte sie nicht sitzen. Das nannte der Alte einen Ehebruch vor der Ehe.

Sie fand die Sklaverei hart, sehr hart, und darum fand sie die freundliche Aufmerksamkeit des Herrn Bohr, ihre Vertheidigung bei dem Alten desto schöner, und Herr Bohr, der sehr pfiffig war, und sah, was er gewann, bat den Vormund, nur recht hart gegen das schöne Mündel zu seyn, damit er ihr desto mehr Dienste leisten könnte. Daran ließ es der Vormund die nächsten acht Tage ohnehin nicht fehlen; und Konstanzens Herz wurde mit Schmerz, dann mit Unmuth, dann mit Zorn gegen den alten Tyrannen erfüllt. Herr Bohr schien ihr ordentlich ein Engel. Ach, immer sah sie Niemanden gegenüber!

Aber da sah sie Pietern, da sah sie den edlen Jüngling. Er trat mit einem trauernden Gesicht in die Thür, sein Auge irrte an allen Fenstern gegenüber sehnend hin und her, und wenn er nicht sah, die

sein Blick suchte, so senkte er den Blick kummervoll zu Boden. Sie hob schon den Fuß, an das Fenster zu treten; ach das feine weibliche Gefühl hielt den Fuß und das Auge zurück. Er war ja da! er war noch da! Und er wird sich ja melden, sie aus den Arm der Hölle an die Brust der Liebe zu retten.

Aus Verzweiflung endlich überwand sie das Gefühl der Schaam und trat ans Fenster; ein Seufzer hob ihre Brust und ihr Auge zugleich. Sie sah sein Errôthen, die heftige Bewegung, worein er gerieth. „O," dachte sie — „er wird Dich retten!"

Aber er rettete sie nicht. Wie sollte er auch? die Thür war verschlossen. Herr Bohr ging durch die Hinterthür, die Magd auch. Das Haus war wie ausgestorben. Er saß auf seinem Zimmer, den Blick auf die Fenster gegenüber gerichtet, und immer vergebens.

Er machte tausend Pläne, von denen keiner gerieth, weil sie alle un-

möglich waren. Er war verzweifelt, wie sie.

Der Mensch hat sein Maaß Elend was er tragen kann, was er geduldig, trägt; einen Gran mehr, und er setzt sich zur Wehr. So war's mit Konstanzen. Ludolph blieb unthätig. Sie kannte seine Liebe wohl; aber sie konnte ihm doch ihr Herz nicht anbieten. Sie trug ihr Elend, denn es entehrte sie nicht; und Herr Bohr gewann alle Tage mehr dabei. Der Schelm durchbohrte das schöne Mädchen, das ihm so freundlich zulächelte, mit dem dunkeln Blick der Begierde. Er war zum erstenmal ein Mensch, sogar ein glücklicher Mensch, sogar ein mitleidiger Mensch.

Aber da brachte der Vormund Konstanzen einen Brief von ihrer Freundin aus ihrem Vaterlande, aufgeschlagen. Sie sah hinein und fragte: „Wer hat ihn denn erbrochen?"

„Nun? ich! ich!" sagte der Alte, die Hand auf die Brust legend — „Ihr Vormund!"

Da schlug sie die Hände zusammen, heftig, und rief heftig: „Das that mein Vater nicht einmal!"

„Hätte er thun sollen, müssen; denn das da ist schönes Zeug. Ich will auch die Antwort sehen." Dies war der Tropfen mehr, der das Gefäß zum Ueberlaufen zwang.

„Nein," rief sie — „mein Herr, das sollen Sie nicht!"

„Sie hätten ihn gar nicht bekommen," antwortete der Vormund mit Apathie — „wenn ich nicht neugierig wäre, zu wissen, was Sie ihr schicken sollen, Ihre Sil-Silhouette. Was ist das?"

Die sanfte Konstanze antwortete nicht. Sie sah mit zürnenden Blicken über diese Unwürdigkeit den Alten an, und rief: „Sie werden mich lehren, einen Brief heimlich aus dem Hause zu schaffen —"

„Ja, wenn Sie Tinte haben, Kleine!"

„So werde ich mich bei der Obrigkeit über Gewalt beklagen."

„Ja, wenn Sie aus dem Hause können!"

„So schreie ich über Gewalt aus dem Fenster, und mich wird Jemand hören, sage ich Ihnen!" Und mit dem Wort sprang sie ans Fenster, um es aufzureißen. Der Alte hielt sie und gab gute Worte. Herr Bohr kam darauf zu. Konstanze rief: „Und meine Silhouette soll sie haben, und in ihre Hände, Herr Bohr, gebe ich meine Briefe."

Der Sturm legte sich. Der Alte versprach eine Silhouette. Herr Bohr erbot sich, einen Silhouetteur aufzusuchen, und ging davon. Der Vormund schwor, er würde keinen finden; aber Bohr schwor wieder, Konstanzen zu Gefallen wollte er einen schaffen, und müßte er ihn von Amsterdam kommen lassen. Herr Bohr hatte gut schwören. Er wußte, es war ein solcher armer Teufel in Naerden, und Ludolph war sein Beschützer; das Letzte wußte er nicht.

Der arme Teufel von Silhouetteur war selbst ein Schattenriß, und der jäm-

merlichste, wie er je einen gemacht hatte. Er kam demüthig zu Ludolph, da der am Tisch saß, und bot ihm seine Kunst an. Ludolph sah dem armen Menschen in das vertrocknete, verhungerte Gesicht, in die Augen voll flehentlicher Demuth, und erschrack. „Er ist ja ein Mensch!“ dachte er wehmüthig.

Er antwortete Ja, und nahm ihn mit auf sein Zimmer; der Mensch zog sein Geräth aus der Tasche. „Lieber Herr,“ sagte Ludolph — „ich habe nichts weniger als Schattenrisse; aber Sie sollen unter meinem Geschmack nicht leiden.“ Er gab ihm einen Dukaten. Der arme Schatten konnte kaum ein paar Thränen in den Augen zusammen bringen. Er wollte danken, und es wurde nur ein leises ängstliches Aechzen. „Sie haben ein Menschenleben gerettet,“ sagte der Unglückliche — „denn Sie sollten der Letzte seyn, den ich anreden wollte. Gott sey Dank! ich traf auf einen Menschen.“

Ludolph legte noch einen Dukaten zu; und da er ihm sein hartes Geschick in

ein paar Worten erzählt hatte, bot er ihm ein Stübchen in dem Wirthshause an, bis er über ein anderes Gewerbe im Reinen mit sich wäre.

Herr Bohr rannte auf Ludolph zu, der vor seiner Thür stand, und fragte: „Wohnt hier der Silhouetteur?"

„Ja, was soll er?"

„Ein junges Mädchen hier gegenüber möchte ihre Silhouette haben."

„Wann?" sagte Ludolph mit allem seinem Blut in den Wangen — „ich bin der Mann."

„Heut Abend gleich — denn es muß ja wohl bei Licht seyn? Um acht Uhr also."

Konstanze sah Bohr mit ihrem Retter reden. Sie war fast außer sich. Sie hatte nicht das Herz, zu fragen, da Bohr zurück kam. „Sie sollen Ihre Silhouette haben, liebe Konstanze, heute Abend acht Uhr. Ein artiger Mann! da steht er noch." Konstanzens Athem stockte, sie konnte nicht antworten.

Ludolph rannte zu seinem armen Teufel, und bat ihn, ihm Unterricht im Schattenrißmachen zu geben. Pieter wurde geholt. Die Fenster wurden verdunkelt, und nach ein paar Stunden war Ludolph in alle Handgriffe der schwarzen Kunst eingeweiht.

Es schlug achte, und mit pochendem Herzen ging er hinüber und ein pochendes Herz erwartete ihn. Bohr war nicht da.

O welche Augenblicke, da Konstanze, die zitternde Konstanze sich setzte, da er das schöne Haupt an die Maschine fest legte; da er zum ersten Mal die weiche, rothe Rosenwange berührte, um ihr die rechte Stellung zu geben!

Herr Houtdoorn stand hinter Konstanzens Rücken, er sah Ludolph nicht, Ludolph ihn nicht; aber er sah das Profil des Schwarzkünstlers an der Wand dicht vor Konstanzens Profil. Die Lippen beider waren nur durch einen schmalen Lichtstreif getrent. Da sah der alte Geizhals, was er nie gefühlt hatte,

den schönsten Moment des Lebens, den ersten Kuß der Liebe. Der schmale Streif zwischen den Lippen verschwand, Lippe lag auf Lippe, und nichts mehr dazwischen, als die Seligkeit des Himmels.

Der Alte verstand sich nicht auf die Optik. Er sah ruhig das Götterschauspiel an. Zum zweiten Mal vereinigten sich die Lippen, zum dritten Mal. Er hätte nichts gemerkt, wenn er nicht im Schatten beide Hände hätte zusammen fallen sehen. Er trat aus Neugierde einen Schritt seitwärts, und da sah er die wirklichen Lippen der Liebenden fest auf einander gepreßt, die Hände in einander geschlagen. Er sah den wallenden Busen des Mädchens, und die eine Hand, die um den Nacken des Schwarzkünstlers den magischen Knoten der Liebe flechten wollte.

„Alle Teufel!" rief er herbeistürzend. Die Liebenden flogen auseinander, und standen beschämt und erstarrt da. Sie hätten nicht ein Wort aufgebracht, wenn der Geizhals dem Schwarzkünstler ruhig

die Thür geöffnet hätte; allein der Mann überhäufte Konstanzen mit so ehrenrührigen Vorwürfen, daß der Kleinen Zorn die Schaam überwuchs. Sie ergriff Ludolphs Hand, und rief; „Jetzt flehe ich Sie an, mich aus der Macht dieses unwürdigen Tyrannen zu erretten!“ und Ludolph wurde von dieser Bitte zu einem Helden gemacht.

Der Alte erfuhr, daß sie sich liebten. Er berief sich auf des Vaters Testament. Konstanze auch. Sie hatte einen Artikel in dem Testamente gelesen, den Tag, da ihr Vormund es vor ihr ausbreitete, daß sie einen Mann heirathen sollte, der für ihren Stand, für ihr Vermögen, für ihre Jahre paßte.

Sie sagte den Artikel her, und Ludolph drohete mit der Obrigkeit.

„Für Ihren Stand? für Ihr Vermögen, Konstanze?“ rief der Alte triumphirend — „ein armer Schlucker! ein Bettler!“

„Ich will beweisen, daß ich sehr reich bin,“ rief Ludolph, und legte eine

Menge Noten für die Amsterdammer Bank dem Alten vor, nannte seinen Namen, den der Geizhals recht wohl kannte. Da schob der Geizhals seine Federmütze auf dem Kopf hin und wieder. Aber er drohete mit Konstanzens Enterbung.

„Ich verlange nur Konstanzen!" rief Ludolph — „behalten Sie Ihr Geld!"

Das war zu überlegen. Der Alte erfuhr, wie verliebt der junge Mensch, daß er ganz unabhängig und mündig war. Er hörte zu seinem Schrecken, daß er Empfehlungen sogar nach Naerden an das reichste Haus hatte. Man unterhandelte, und nach einer Stunde unterschrieb Ludolph den Kontrakt Bohrs, in dem nur Bohrs Namen noch nicht stand, und er sah, da alles besiegelt und richtig war, das junge Paar zu seinen Füßen liegen.

„O das hätte ich früher wissen sollen!" brummte er.

Die treue Liebe eines Schelms.

Am andern Morgen begegnete Herr Bohr Konstanzen am Arm des Schwarzkünstlers. Er erstaunte. „O guter Herr Bohr,“ sagte Konstanze — „wie glücklich bin ich, guter Herr Bohr! Ich stelle Ihnen hier meinen Verlobten vor. O wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, glücklich zu werden. Sie, Sie, guter Herr Bohr, waren der Schutzgeist der unglücklichsten Liebe. Sie führten meinen Geliebten gestern in unser Haus. Er erbot sich, mein Vermögen aufzugeben, und mein Vormund sagte Ja.“

Der gute Herr Bohr stand wie versteinert. Er begriff nichts. „Mein Vormund wird Ihnen alles erzählen, guter Herr Bohr!“ Und Bohr stürzte in des Vormunds Haus, wüthend wie ein angeschossener Bär; denn er liebte das Mädchen unendlich. Er fuhr heftig zürnend auf den Geizhals ein. „Was Teufel,

Bohr! halten Sie sich an sich selbst. Was schleppten Sie den Liebhaber muthwillig zu dem Mädchen? Ich sagte es ja gleich! Aber da riefen Sie: „Ein Schattenriß! die Kleinigkeit! geben Sie zu!"

„Ich gab es zu, ein schöner Schattenriß! Ueberdem stehe ich mich besser, bei dem Herrn Kleemann, als bei Ihnen. Und das ist mir und Ihnen genug!"

Herr Bohr versuchte, den Alten umzustimmen. Er erbot sich zuletzt — so liebte er — Konstanzen ohne alle Aussteuer zu nehmen, wenn —

„So hat sie der junge Mensch genommen, und ein Vogel in der Hand, Herr Bohr —"

Bohr drohete; aber der Alte erinnerte ihn an sein Testament. Bohr überlegte und wurde zahm; aber er warf einen furchtbaren Haß auf Ludolph, der jeden Tag vergrößert wurde; denn Bohr mußte ansehen, der gute Herr Bohr, wie das Mädchen die runden Marmorarme um den Nacken des Jünglings schlang, mußte die Zubereitungen zur

Hochzeit ansehen, mußte als Gast zur Hochzeit erscheinen, mußte sehen, — er war außer sich vor Zorn, Haß, Eifersucht, und Liebe — wie Konstanze sich erröthend wegschlich und Ludolph ihr nach. Und immer, immer mußte er dennoch gestehen, daß er — er allein Schuld war an dieser Heirath.

Weg von dem Rasenden, der nur einmal in seinem Leben treu war, um zu verderben! Ludolph ging mit seiner jungen Frau nach England, dann nach Frankreich und Italien, und immer wurde er glücklicher, immer liebte er seine Konstanze mehr, die sich auf den Reisen immer schöner und reicher hervorbildete. Und warf einmal das Schicksal eine finstere Stunde in sein Leben, so durfte sie nur den großen Hut, den sie beide als ein Heiligthum verehrten, auf- und sich gegen ihn übersetzen, so wurde aus der finstern Stunde ein Frühling, und er erzählte ihr mit hohem Vergnügen zum hundertsten Male, und sie hörte es mit hohem Vergnügen zum hundertsten Male, daß er sich in

in ihren kreisenden kleinen Fuß verliebt habe.

Nach sechs Jahren kamen sie nach Naerden zurück; denn Herr Houtdoorn fiel auf sein Sterbebette in die Hände eines Herrnhuters aus Zeyst, der ihm die Hölle so heiß machte, daß er, zwar mit tiefen Seufzern, in seinem Testamente Konstanzens Vermögen, aber ohne Zinsen, herausgab. Sein eigenes Vermögen vermachte er der Brüdergemeine in Zeyst.

Bohr war Exekutor des Testaments. Er war fast rasend vor Wuth, sich so betrogen zu sehen. Er wurde noch rasender, da er Konstanzen sah, die ihm im drei und zwanzigsten Jahre noch schöner schien, noch tausendmal reizender, als im siebenzehnten.

„O guter Herr Bohr!“ sagte Konstanze hundertmal; denn er hatte des armen Herrnhuters Verdienst zu seinem eigenen gemacht. „Nein, ich kann nicht leben, wenn sie nicht mein ist!“ rief er fast rasend, wenn er allein war. „Und

sie wäre mein, wenn nicht dieser Glückliche durch seinen Betrug sie mir geraubt hätte!“

Konstanze zeigte ihm ihr ganzes unschuldiges, dankbares Wohlwollen; und darauf gründete der Schelm eine neue Hoffnung. „Wenn nur den Mann der Teufel holte!“

Kleemann hatte in Haarlem eine Forderung von Konstanzens Vermögen. Die ganze Familie, Bohr mit eingerechnet, Konstanzens Sohn, und der treue Pieter, wollten dahin. Die Plätze auf der Yacht waren bestellt, die Namen eingezeichnet. Alles war bereit. Alle Geldgeschäfte waren abgemacht; denn von Haarlem aus wollte Kleemann nach dem Texel, um von da in das geliebte England zurückzukehren. Bohr sollte sie begleiten, um in Haarlem die Geldgeschäfte zu beendigen. In dem Augenblick, da sie in den Wagen steigen wollen, erhält Kleemann einen Brief von einem seiner Freunde, der ihn nach Muyden ruft.

„Das hält uns nicht auf, liebe Konstanze!" sagt Kleemann. „Ich bin eben so früh an der Yacht als Ihr. Fahrt nur!" Er raunt Bohren zu: „Wenn ich nicht da bin, so sagen Sie Konstanzen, daß sie ruhig ist. In ein paar Tagen bin ich in Haarlem." Er steigt in die Treckschuyte, und seine Familie fährt ab. Nach ein paar Stunden klagt Konstanzens Sohn auf der Mutter Schooß. Man tröstet ihn. Das Kind erblaßt, ein heftiger Bluthusten überfällt ihn. Der nächste Ort, wo ein Arzt zu treffen ist, ist Mydrecht. Der Wagen lenkt dahin. Der Arzt erklärt den Zustand des Kindes für gefährlich. Die Mutter muß sich entschließen, in Mydrecht zu bleiben.

Sie bittet den guten Herrn Bohr, die Reise allein nach Haarlem zu machen, und nach vollendetem Geschäft sie von Mydrecht abzuholen. Auf vierzehn Tage oder drei Wochen hat ohnehin der Arzt dem Kinde jede Bewegung untersagt.

Bohr fährt in Kleemanns Wagen ab. Statt Kleemann ist ein Zettel von ihm da, daß er erst nach einigen Tagen in Haarlem eintreffen könnte. Bohr besteigt die Yacht, und mitten auf dem Haarlemer Meer erhebt sich ein furchtbarer Sturm. Die Seegel werden zerrissen, der Mast stürzt nieder, und zerschlägt die Winde, die das Steuer regiert. Ein Windstoß treibt das Schiff in die Sanddünen. Es schlägt um. Nur zehn Menschen werden gerettet, unter ihnen Herr Bohr.

Er fiel auf dem Strande *auf* die Kniee, und betete zum erstenmal, und dankte Gott, der ihn errettet hatte, und setzte sogleich — der gottesleugnerische Bube! — hinzu: „Wäre doch Kleemann mit auf der Yacht gewesen, so wäre sie Wittwe, und mein!"

Den Gedanken arbeitete er unter Fluchen und Wünschen aus, während er am Strande hin nach Haarlem ging mit den Uebrigen, die mit ihm hier ans Land

gerettet waren. Ein Paar waren zurück in den Hafen gebracht.

Es waren an siebenzig Menschen auf der Yacht gewesen. Der Schiffer, der mit nach Haarlem kam, zeigte das Unglück bei der Obrigkeit an. Sein Passagier-Buch enthielt die Namen der Verunglückten. Die Geretteten wurden verhört. Die Namen Kleemann, mit Frau, Sohn und Bedienten, standen im Passagier-Buche. Bohr befand sich so übel, daß er nicht vernommen werden konnte. Er lag im Bett und dachte nichts als: „O wäre doch Kleemann mit auf der Yacht gewesen!" Er wünschte es noch heftiger, da sein Wirth ihm die Liste der Verunglückten herauf brachte, und er Kleemanns Namen auf der Liste las.

Kleemann war in Amsterdam mit seinem Freunde, einem jungen reichen Deutschen, der ihn gern beredet hätte, eine Reise nach Griechenland mit ihm zu machen. Da kam die Nachricht von der verunglückten Yacht im Sturm auf dem Haarlemer Meer nach Amster-

dam, und brauste wie ein Donnerschlag in Kleemanns Seele.

Er blieb erstarrt stehen. Der bleiche Schrecken lähmte seine Glieder, seine ganze Seele. „Meine Frau!“ rief er — „mein Sohn!“ und dann taumelte er nieder zu Boden. Sein Freund erblaßte; denn er wußte, daß auf eben der Yacht gestern seines Freundes Frau und Sohn gewesen war. „Die Liste und ein Boot!“ rief er fürchterlich.

Sein Freund brachte die Liste. Die zitternde Hand nahm sie, und er fand die Namen: „Kleemann mit Frau und Sohn.“ Er sank aufs Neue zu Boden. „Ein Boot! ein Boot!“ Man trug den Ohnmächtigen in einen Wagen, dann im Hafen ins Boot. Man ruderte ihn nach dem Hafen, wo die Yacht abgefahren war. Das erste, was er am Ufer erblickte, war sein Wagen, der zertrümmert da lag, und eins seiner Pferde, das sich gerettet hatte. Er bedeckte das Auge, lehnte sich verzweifelnd hinten über, schrie auf, und

sank wieder ohnmächtig in seines Freundes Arme.

Er ließ sich das Hafenbuch bringen; der Name seiner Frau, seines Sohnes, Bohrs, seines Pieters, sein eigener. Bohr unter den Geretteten. „Wo ist er?“ schrie er.

„In Haarlem.“

Ein paar Gerettete gaben ihm Auskunft über die schreckliche Geschichte. Es war eine Frau mit ihrem Kinde auf der Yacht gewesen, und mit umgekommen. Alles sammelte sich um den Unglücklichen her. Alle hatten die junge schöne Frau, den Engel vom Kinde gesehen. Man beschrieb ihm seine Frau. Sie war es, und er war der Allerunglücklichste der Menschen. Man mußte ihn ins Bett bringen, so matt war er. Nach einer Stunde der schwärzesten Verzweiflung hielt er seinem Freunde die Hand hin, und sagte leise: „O laß uns fliehen! Sonst stürz ich dem geliebten Weibe in den nassen Tod nach. Ja, ich will mit Dir! mit Dir an das Ende der Welt, ins tiefste Grab! Aber

gleich, gleich, diesen Augenblick! O entreiß mich, ich bitte Dich um der himmlischen Barmherzigkeit willen! diesem höllischen Gefühl der wahnsinnigen Angst, dem zehnfachen Tode! Gieb mir Bewegung, gieb mir Luft, gieb mir den Tod!"

„Wenn Du stark genug bist, Kleemann?" Der Unglückliche stand vor ihm, ein Bild des Entsetzens. „Aber jetzt! und laß mich keinen Menschen sehen! keinen! Ich falle an seine Brust und ermorde ihn!"

In einer Stunde waren sie im Boote und auf dem Wege nach Haarlem. „Du mußt ja den Herrn Bohr sprechen!"

„Ich? ich? ihn, der sie sterben sah und nicht rettete? O ich mag das Licht der Sonne nicht sehen! Geh, geh! Sprich ihn! Sag, ich weiß alles! Sag ihm, er soll das Vermögen meiner Frau verwalten, bis er Nachricht von mir hört. Er soll machen, was er will."

Kleemann blieb im Boot, in der dunkeln Kajüte, die Hände auf die Augen

gedrückt. Sein Freund suchte den Herrn Bohr auf. „Ich komme von Kleemann, Herr Bohr," sagte er! „Wir wissen alles. Die unglückliche Frau! Er ist in Verzweiflung. Wir gehen diesen Augenblick nach Texel, um Europa zu verlassen."

Bohr staunte und schwieg. „Wissen Sie," fuhr der Fremde fort — „etwas Näheres von Konstanzens und seines Sohnes Tode, was ihn trösten kann?"

Bohr schüttelte stumm den Kopf. Er fragte: „Wohin gehen Sie?"

„Nach Griechenland, nach Konstantinopel vorerst." Er gab ihm seine Aufträge; und Bohr bat ihn, sobald sie ein Schiff gefunden, ihm doch ein paar Worte über den Unglücklichen zu schreiben. Sie schieden. Nach vier Tagen erhielt Bohr einen Brief. Kleemann war nach Lissabon abgesegelt. Er hatte seine Rache und seine Hoffnungen.

Er ließ sich den Todtenschein über Kleemann in Haarlem geben, dann im Hafen, und dann reiste er nach My-

drecht, um in das Herz der liebenden Frau den Todesstoß zu stoßen.

Konstanze kam ihm mit dem Kinde, das sich zu bessern anfing, froh entgegen. In seiner Seele brannte die Freude der Hölle, da er die schöne Wittwe ansah, die nun sein war. Er brachte die entsetzliche Nachricht an, und acht Tage hindurch glaubte der Bube, er wäre Konstanzens Mörder.

Dann zog er mit ihr nach Deutschland. Er hatte ihr Vertrauen gewonnen; aber ihr Herz gewann er noch immer nicht. Sie lebte auf dem Lande in der verborgensten Einsamkeit. Herr Bohr hatte seine Wucherbude in der Residenz aufgeschlagen, und er gewann mit Konstanzens Gelde Hundert von Hundert.

Es wird Licht.

Das alles hatte Konstanze dem Major Sommern auf dem Wege nach

Rantershof hin erzählt, wohin sie wollte, um sich aus ihrem Gemählde ganz zu überzeugen, daß er noch lebte. Sie, der treue Pieter, erkannten das Gemählde den Augenblick wieder. Konstanze fand hier tausend Beweise seines Daseyns; aber sie begriff immer noch nicht, warum er seinen Namen Kleemann abgelegt hatte.

Daß er unverheirathet war, konnte ihr der Major mit Gewißheit sagen; daß er liebte, verschwieg er der treuen Seele, die mit keinem Gedanken daran dachte, daß ihr Mann sie für todt hielt.

Sie ging am Arme des Majors durch den Garten, und rechnete ihm alle Zeitungen vor, in denen sie ihn auffordern wollte. Da begegnete ihnen an der Gränze der Allee Luise.

Der Major hatte Luisen am Hofe gesehen. Er redete sie an, und stellte ihr Madame Ludolph vor.

„Madame Ludolph?“ fragte Luise erschüttert — „des Herrn hier von Ran-

tershof Frau? Und Sie scheinen so glücklich?"

Konstanzens Augen füllten sich schon mit Thränen bei der Frage. Der Major erzählte in ein paar Worten Konstanzens Trennung.

„Gott, ich weiß nicht, ob ich sagen darf," sagte mitleidig Luise — „was ich weiß! Aber das, denk ich, kann ich der Gattin sagen." Und doch hielt sie inne.

Konstanze faßte ihre Hände. Luise besann sich. Nein, beim Himmel!" rief sie lebhaft — „das habe ich kein Recht zu verschweigen! Herr Ludolph, der hier wohnte, ist ein Staatsgefangner in Schweden. Er sitzt auf der Festung Wasa im bothnischen Meerbusen."

„O lassen Sie mich fort! lassen Sie mich sein Gefängniß mit ihm theilen!"

Luise schwamm in Thränen. Der Major bat sie, zu sagen, was sie von dem Schicksal des Mannes wüßte. „Vielleicht kann ich ihn retten."

„Er hat nichts verbrochen!" sagte Luise leiser. „Er ist unschuldig in das

Unglück eines sehr edlen Mannes verwickelt. Das ist alles, was ich sagen darf. O wenn Sie ihn retten könnten! o wenn der Himmel Sie bestimmt hätte, ihn zu retten, und vielleicht — o mein Herr Major, viele zerrissene Herzen hier würden ihnen Gebete nachsenden."

„Was ist das, Fräulein? dürfen Sie nicht reden?"

„Mehr nicht, mehr nicht! das Geheimniß ist nicht mein; obwohl es auch schwer auf meinem Herzen liegt. O wenn Sie ihn retten können, Herr Major, so warne ich Sie, seinen Namen hier nicht viel zu nennen. O Herr Major —"

„Ich wollte, Fräulein, Sie dürften mir trauen! Ich kann ihn retten, hoffe ich." Da hingen vier Arme an seinem Halse, und drei Herzen schlugen in himmlischer Rührung. „Fräulein, können Sie mir nichts weiter sagen?"

„Nein, nein, Herr Major! Ich wollte diesem Gesicht die Entscheidung meines Lebens anvertrauen; aber das Geheimniß ist nicht mein. Er und sein Freund sind

unschuldig, die edelsten Menschen. Man weiß vielleicht in Schweden nicht einmal, daß sie leben, daß sie Gefangene sind.“

Konstanze hing unablässig an des Majors Halse, und bat ihn zu eilen. Der Major sah Luisen durchdringend an: „Fräulein, Sie setzen doch nicht das Glück zweier edler Männer auf den Eigensinn einer tugendhaften Form?“

Luise erschrack. Sie besann sich. „Nein, Herr Major,“ sagte sie — „und retten Sie die beiden Männer, so empfehlen Sie Ihnen hier ja Vorsicht und Verschwiegenheit!“ Sie ging. Der Major sah ihr lange nach.

Er schrieb an den Fürst Fedorow durch einen Kurier, den der Gesandte absendete. Er bat ihn um dringende Empfehlungsbriefe seines Vaters an die schwedische Regierung für die Befreiung zweier Gefangenen in Wasa. Er bat ihn, sie an den russischen Gesandten nach Stockholm zu senden, wo er sie finden wollte, und dann reiste er mit Konstan-

zen, ihrem Sohne, dem treuen Pieter nach Schweden ab.

Wie tief, wie menschlich warst Du erschüttert, edler Gommern, da Du vor dem schwedischen Minister standest, und er kaum aus den Gefängnißlisten herausbrachte, daß in Wasa zwei deutsche Gefangene saßen, von deren Verbrechen kein Wort bekannt war! Nach vielem Hin- und Herfragen fand sich's endlich, daß sie auf Forderung des Departements der auswärtigen Sachen verhaftet waren, aber nicht. Ein Wort klärte ihre Schuld auf. Da sagtest Du mit zentnerschweren Worten, edler Mann, und mit vorwurfsvollen Blicken dem Minister: „Es ist ein Jahr, Eure Exzellenz, es sind dreihundert fünf und sechszig dunkle Tage, und eben so viel jahrelange, schwere Gewitternächte, daß zwei edle Männer in Fesseln schmachten. Ach, ich wünschte, der ihren Verhaftbefehl unterschrieb, hätte nur Eine von den vielen tausenden Minuten neben den Unglücklichen sitzen und ihre Klagen

hören müssen; o ich hoffe, er hätte sie nicht ein ganzes Jahr lang vergessen!"

Der Minister sah den jungen Soldaten erschüttert an. Er unterschrieb den Befreiungsbefehl, und in derselben Minute noch zwanzig andere mit einem schlagenden Herzen, daß er ihre Befreiung so lange aufgeschoben hatte.

Der Major mußte so lange im Vorzimmer warten, bis der König den Befehl unterzeichnet hatte. Er hörte das Rasseln aller Ketten der Unglücklichen, die der Uebermuth der Großen, oder die Rache, oder die Härte, die Habsucht der Menschen in Fesseln gelegt hatte; der armen Schwarzen, deren Befreiung der grausame Mensch noch auf fünf Jahre hinausschiebt. „Fünf Jahre! o entsetzliches, höllisches Wort! o zähle die Minuten, Du grausamer Mensch, zähle die unzählbaren Seufzer der Millionen brechender Herzen in den fünf Jahren!" das rief er mit rinnenden Thränen. Und da wendete er sein Auge in das große Reich, dessen Unterthan er war, und er rief: „O wann

wird

wird ein Wilberforce für die Unglücklichen reden, die wie lastbare Thiere ihres Gleichen, Menschen, angehören? O Du edler Zamoisky! Chreptowiz! Eine glücklichere Nachwelt nenne Eure Namen mit Ehrfurcht!"

Der Minister sendete ihm den Befehl mit den Worten: „Sie haben heute die Fesseln von zwanzig Menschen zerschlagen, Herr Major! Das wird Ihre Reise froher machen, denk' ich. Leben Sie wohl!" Aber der Name Troschke, den er in dem königlichen Befehl an den Gouverneur in Wasa las, machte ihn noch froher. So hieß Rosalie. Er konnte nicht errathen, wer es seyn möchte. Rosaliens Vater war todt, der Bruder in Holland; aber sie wußten, wo Rosalie war, das war ihm gewiß, und dieser Flint — er wußte wieder nicht, was er glauben sollte.

Nicht einen Augenblick säumte er länger. Er zeigte Konstanzen den frohen Befehl, der ihrem Manne die Freiheit, das geliebte Weib, den Sohn, und ihr

das Glück des Lebens wieder gab, und vor seinen seligen Blicken schwebte noch eine schönere Hoffnung in Rosaliens himmlischer Gestalt.

Sie betraten das Schiff. Konstanze dachte nicht an das Gefängniß, nein, nur an den schönen Augenblick des Wiederfindens noch in diesem Leben. Sie zog jetzt schon im wehmüthigen glücklichen Lächeln den großen Hut hervor, und redete in spielender Freude mit dem Major ab, daß sie ihn, mit dem Hute bedeckt, an der Pforte des Lebens und ihres neuen Glücks empfangen wollte.

Welch eine Fahrt auf diesem im Sommer so zauberisch schönen Meere, durch den Irrgarten der vielen kleinen grünen Inseln! Konstanze saß auf dem Verdeck, und schaute nach Norden, und maß den Weg an den Ufern, die bei ihr zurückflogen. In den hellen Nächten, die fast so heiter sind, wie der Tag, saß sie auf dem Verdeck, und sah die Abendröthe sich mit der Morgenröthe mischen, und neben ihr, saß ein finnländisches Mäd-

chen, das die Sehnsucht aus Stockholm wieder in ihr Vaterland zurückgetrieben, und sang in weichen Tönen die gefühlvollen finnländischen Gesänge, und beider Augen flossen über von Thränen der hoffenden Sehnsucht.

Der Schiffer zeigte Konstanzen jeden Abend den Ort auf der Landkarte, wo das Schiff sich befand, und sie heftete jeden Abend einen freundlichern Blick auf Wasa.

Endlich, o endlich kam der Schiffer auf das Verdeck, und zeigte Kanstanzen in der Ferne den Thurm von Wasa, und ehe die Sonne unterging, ankerte das Schiff im Hafen. Er zeigte ihr auf dem Hügel neben dem Pallast des Statthalters das kleine Fort, wo die Gefangenen verwahrt werden. Sie hob ihren Sohn empor mit stürzenden Thränen, als wollte sie ihn dem Vater zeigen. Sie konnte kaum das Boot erwarten, das vom Lande kam, um die Reisenden ans Land zu führen.

O schrecklich, sie mußte noch eine Nacht warten. Der Gouverneur war schon im Schlaf. Aber Sommern mußte sie noch die Nacht in die Nähe des Gefängnisses führen. Sie knieete an den Mauern, sie küßte die kalten Steine. Sie wollte die Nacht hier auf dem Hügel bleiben. Der Major konnte sie kaum zurückführen. Kein Schlaf kam in ihr Auge.

Am andern Morgen übergab der Major seine Befehle von der Regierung dem Gouverneur. Die Befehle des Ministers waren so dringend, daß der Gouverneur den Major sogleich mit seinem Adjutanten zu den Gefangenen absendete, um sie zu befreien.

Mit furchtsamem Zittern sah der Major die eisernen Thüren öffnen, obgleich er gehört hatte, daß beide Gefangene lebten, und bis auf die Freiheit zufrieden wären. Die Thür zu ihrem Gefängniß wurde geöffnet, und der Major fand beide beim Schach. Bewegungslos blieb er auf der Schwelle des Gemachs stehen, er-

schüttert von dem jetzigen Augenblick, in dem zwei Menschen das Licht der Sonne wieder sehen sollten, von der nahen Zukunft, da ein Mann die Arme um ein geliebtes Weib, um den Sohn, den das Grab wieder gegeben, schlagen sollte, und von der fernen Zukunft, die noch dunkel; dunkel über seinen Hoffnungen hing. Er konnte nur das einzige Wort: „frei!" mit der weinenden Stimme hervorbringen.

Die beiden Freunde fielen einander in die Arme. Ach, es war den Unglücklichen, als wenn nun alle ihre Hoffnungen auf ewig erfüllt wären mit dem hohen Worte: „frei!" als hätten sie von dem Schicksal nichts mehr zu fordern, nicht die Tochter, nicht die Geliebte! „Frei! frei!" riefen sie beide und stürzten gegen die offne Thür, in mechanischer Liebe.

„Sie sind frei meine Herren!" sagte der Schwede. „Der Befehl ist hier. Wollen Sie ihn anhören?"

„Erst will ich die Sonne sehen, den Tag, das Leben, das Glück," rief Trosch-

ke — „das eine höllische Tyrannei eines Menschen und Ihre Regierung uns raubten!“ Er stürzte hinaus, und Ludolph ihm nach. Der Major folgte ihnen langsam.

Im Freien sank nun Troschke auf dem grünen Boden auf die Kniee, und wendete Auge, Gesicht, Brust und Arme dem Himmel, der Luft, dem Athem der Freiheit entgegen. Der schwedische Offizier wollte ihn zum Glückwunsche umarmen. Finster sah Troschke ihn an, und schob seinen Arm zurück. „Nein, mein Herr,“ rief er — „nein, ich verachte die Menschen, außer einen, diesen, der den Tod mit mir getheilt hat, den doppelten Tod, den schimpflichsten. O Gott, ich lag im dunkelsten, tiefsten Grabe! dicke, kalte Mauern lagen wie der Sargdeckel auf meiner kraftlosen Brust. Fort, mein Herr! In Eurem Grabe, in Eurem Tode, den Tyrannen erdachten, lag ich, und träumte fort, und dachte fort, und wünschte fort, und erinnerte mich fort, und auf der emporstrebenden Brust, auf

der ergreifenden Hand, lag Eure Mauer, Euer Sargdeckel. Freiheit ist Leben! O du Gerechter im Himmel, du läßt unter deinen schwersten Gerichten Verbrechern den Himmel, das Licht, die Sonne noch, die Freiheit! O sieh, die Menschen haben mir genommen, was du mir gabst!"

„O ich bitte Dich, Troschke!" sagte mit sanfter Stimme Ludolph.

„Was? ich soll schweigen? O Himmel, und wenn Gott jetzt das ganze Füllhorn seines Glücks über dieses graue Haupt, das Ihr Tyrannen grau gemacht habt, ausschüttet, so werde ich nie wieder glücklich! Immer werde ich mitten in den erfüllten Hoffnungen, mitten im Schooß der Freude, Ketten klirren hören; durch meine Träume werden sie rasseln! Die Unmenschen! O komm, Ludolph, laß uns gehen, und dieses Land voll Kerker, ach, was ich liebte, verlassen; aber wohin? O ich möchte in die eiserne Thür zurückkehren; denn überall sind Ketten für des Menschen Arm geschmiedet. Komm!"

Ludolph schlang die Arme um Troschken, und lehnte das weinende Gesicht an seinen Busen. „Unsre Freiheit — kaum schien sie möglich — ist mir der Bürge, daß wir Deine Tochter wieder finden werden."

„Ach, meine Tochter! meine Tochter!" da brach das Andenken an die unglückliche Tochter den starren Grimm des Gefangenen. Er setzte sich auf den Boden, stützte die Stirn in die Hand, den Arm auf das Kniee, und so blieb er sitzen. Er schlug die Hände auseinander, sagte, ohne aufzusehen: „Nein, ich kann keine Hoffnung wieder fassen! Keine! denn wenn ich bedenke, o Himmel! wenn ich bedenke, wie mein Leben, das unschuldige Leben meiner Kinder dahin floß, heilig wie ein Gebet; wenn ich bedenke, daß auf meinem Leben, auf ihrem, der Segen frommer Eltern ruhte, und dein Segen — o du mein Vater, edler Troschke! so — Der Vater sucht die unglückliche, entehrte Tochter, und man begräbt des Vaters Fuß in ein Gefängniß. O wirf nicht Thränen

in dieses schreckliche Dunkel, sondern Licht, mein Freund! Licht auf mein finsteres Geschick, Licht auf Deines! Wo ist mein Sohn? wo ist meine Rosalie? O vergiß Du nicht, wie die wüthenden Wellen der Elemente auf Deine Glückseligkeit losstürzten, und Weib und Kind begruben in den unendlichen Abgrund! Mich begruben die wüthenden Wellen der menschlichen Grausamkeit. O ich lerne es hier, hier, wo mein Muth versiegt ist, was das Leben ist! So stürzt der Rhein aus hohem Felsen, durchströmt reiche Länder der stolze Strom, und versiegt zuletzt wie ich, wie Du! im Sande. Wer nahm mir die Freiheit," fragte er bitter den Schweden — „wer gab sie mir zurück?"

„Der Herr Major von Gommern wird Ihnen sagen können, was Sie wissen wollen."

Da warf Ludolph seinen Blick auf den Major, und erkannte ihn. „Troschke," rief er — „hier steht der Lebensretter Deiner Tochter!" Aber Troschke

stand nicht auf vom Boden. „Gerettet?" sagte er mit bitterm Lächeln.

„So hat er auch Sie aus Ihrem Kerker gerettet!" sagte der Schwede. „Das schreibt der Minister dem Gouverneur."

Ludolph lag an des Majors Brust. „Und Sie, Herr Major, waren auch des edlen Vaters Retter? Mein Gott, wie erfuhren Sie den Ort unsrer Gefangenschaft? Und wie retteten Sie uns?"

„Ein glücklicher Zufall, mein edler Freund!" sagte Hommern freundlich, zärtlich, schon an die Szene denkend, die ihn erwartete. Ich suchte Sie in Rantershof. Ich traf auf ein Fräulein von Mönchborn. Sie nannte mir Wasa. Ich hatte von meinem Hofe Empfehlungen. Ich flog nach Stockholm. Aber sagen Sie mir: der ist Rosaliens Vater? Er ist ja todt! Rosalie hatte gerichtliche Papiere über den Tod."

„Verdammter Bube!" rief Troschke — „Gott Lob! ich lebe noch; ich habe noch Arme." Er sprang auf und rief: „Laßt uns gehen! Wohin?" setzte er be-

trübt hinzu. „Wo? o in welchem Gefängniß seufzest Du über Dein unglückseliges, entehrtes Leben, Rosalie?“

„Troschke,“ sagte Ludolph sanft — „Du warst geduldiger, muthiger im Kerker als ich. O sieh, sieh doch umher, erkenne doch den freundlichen Himmel! erkenne doch den Retter des Lebens Deiner Rosalie, und Deinen und meinen Retter! O sagtest Du denn nicht so oft: „Eines Engels Hand wird unsren Kerker öffnen?“ Hier steht der Engel in Menschengestalt, Troschke! O hoffe doch!“

Da füllten sich des Majors Augen mit süßen Thränen. „Noch mehr Engel in Menschengestalt erwarten Sie, Herr Ludolph! Rosalie findet den Vater lebend wieder, und es giebt glückliche Väter, die lebend wieder finden, was sie verloren.“

„Gott! Wissen Sie etwas von meinem Kinde, von Rosalien? Gott, Sie wollen mich vorbereiten auf eine große Freude! Reden Sie! Ich beschwöre Sie!“

„Reden Sie," sagte Ludolph, des Majors Hand an seine Brust drückend — „ich redete einmal rauh mit Ihnen, Herr Major! Ich beneidete Sie um Rosaliens Rettung. Ich beneidete Sie um Rosaliens — es muß heraus — um Rosaliens Liebe. Da steht Rosaliens Vater, Herr Major! Der Freund führt den Sohn in des Vaters Arme."

Da lag der Major an Troschkens Brust, und der Vater nannte ihn leise: „mein Sohn!"

Das Entzücken wuchs zu sehr in des Majors Brust. Er warf sich dem Vater zu Füßen, und rief: „O wir werden sie finden, mein Vater, Rosalien, die ich von dem ersten Augenblick liebte! Wir werden Sie finden!"

„Gebe es Gott, mein Sohn! dort mein Freund hat mir alles erzählt. Ich habe Rosaliens Brief, über Sie, gelesen. Rosalie liebt Sie. O daß wir sie finden! Gern, o gern will ich mich wieder in eine noch ödere Einsamkeit verbergen. Nein! nein! nein! Bösewicht, nein!"

Da erzählte Sommern, wie er Rosalien gerettet, wie unendlich er sie geliebt, wie er dennoch seine Hoffnung aufgegeben, seit er — Er vollendete nicht. Aber jetzt, er ergriff Ludolphs Hand, und sagte mit hastiger Begeisterung: „Sie führten den Sohn zum Vater, und ich führe den Vater zum Sohn — "

„O ist mein Sohn hier?" fragte Troschke. „Sie spannen mich auf die Folter!" Ach, der Major sah wohl, die Freude sollte Ludolphs Herz mit Einem mächtigen Schlage treffen; und da er das dachte, öffnete sich über den glücklichen Menschen der Himmel, und alle Engel sahen segnend herab auf die erste Umarmung der Auferstehung, auf die Umarmung ganz seliger Menschen! Konstanze saß auf dem steinernen Rande der Brücke, ihren Sohn neben sich, den großen Hut über dem Gesicht und Schultern, wie vor elf Jahren, da Ludolph sie zum erstenmal erblickte, und erwartete ihren Mann, den der Major über die Brücke bringen wollte.

Aber mit jedem Augenblick wurde ihr Herz ängstlicher und sehnsüchtiger. Sie hatte den Hügel mit dem Thurm vor sich. Sie wollte sehen, ob sie noch nicht kämen, noch nicht. Sie ging den Fußsteig, der zu dem Hügel führte, nur, um ihn zu sehen, von weitem. Eine Allee verbarg ihr ihren Mann, verbarg sie den Blicken des Majors.

Auf einmal trat sie hinter der Allee heraus; da stand ihr Mann, in des Majors Armen, und alles war vergessen! Sie stürzte mit einem lauten Freudengeschrei, ihren Sohn fahren lassend, den Hügel hinan. Der Major hörte ihr Geschrei, sah sie heran fliegen, und sagte nur zu Ludolph mit einem Engelsgesicht: „Geh, seliger Mensch, der größten Minute des Lebens entgegen! Das ist Konstanze!" In dem Augenblick hing sie leblos um seinem Halse. Er erkannte sie nicht an dem bleichen Gesicht, nicht an ihrem Geschrei, nein! an dem Hute, den sie über das Haupt zurückgeworfen hatte.

Der Major fing den Mann auf, der unter der Seligkeit höchster Wonne verging.

Troschke trat heran. „Wer ist das?“ fragte er den Major. „Konstanze, sagten Sie? Gott, giebt das Grab seine Todten wieder? Was ist das?“

„Es ist Gottes Hand, mein Vater! die Hand, die ihr Gefängniß öffnete, die Hand, die über Rosaliens schönem Leben wacht. Nein! nein, mein Vater, der Rhein versiegt nicht im Sande! Sehen Sie, da steht sein Sohn, und in ihm ein neuer Himmel, der über seine Seele fallen wird, und der an der Thür seines Kerkers ihn erwartete! Ja, seines Kerkers; denn war er nicht gefangen, fand ich ihn früher, so fand ich seine Frau nicht.“

Da erwachte Ludolph aus der Fessel einer zu schnellen Freude. Er wollte sie betrachten, und konnte nicht vor Thränen, und so sprach er den Namen Konstanze aus, und faßte ihre Hand — dann sah er sie lange, ihre Hand haltend, an, und da

er die geliebten Züge erkannte, die Augen, die sich matt öffneten, den Mund, der seinen Namen mit matten Lippen lispelte, da er den alten geliebten Ton ihrer zärtlichen Liebe wieder hörte; da nun das Leben wieder in ihr Auge kehrte, und das Roth auf die Wangen, da sie sich nun beide erkannten, da drückte die Wonne und das stolzeste Gefühl ihrer Rettung sie auf die Kniee, in Einem Momente, Hand in Hand geschlagen, Blick auf Blick geheftet; aber doch mit dem Gedanken: Gott!

Die drei Zuschauer — denn der Sohn an der Hand Pieters stand noch ein paar Schritte zurück — standen, wie von der Verklärung umleuchtet, still, stumm, unbewegt, emporgehoben über das dürftige Leben neben den Knieenden, und in aller Augen waren Thränen, in aller Seelen der Gedanke: Gott!

„Wir finden sie wieder, ja, wir finden Rosalien wieder!“ rief Troschke mit einem frohen Blicke gen Himmel, und

schlang

schlang den rechten Arm um den Major, und den linken um den Schweden.

Die Liebe hebt in jedem neuen Verhältnisse wieder von Vorne an: wie nicht in diesem, wo dem Manne die geliebte Frau aus dem Abgrunde des Haarlemer Meers zurückgegeben wird? Da also das sterbliche Herz, das nur eine Minute lang die Freude des Himmels erträgt, durch alle Himmel emporgetragen war; da der Sohn an des Vaters Herzen, der treue Pieter auf den Knieen vor seinem geliebten Herrn gelegen hatte; da nun die unaussprechliche, heilige, überirrdische Seligkeit in der heitern, glücklichen menschlichen Freude nur noch nachzitterte, und die erzählende Lippe auf einen Moment nur noch zum Verstummen brachte: da setzte Konstanze sich mit dem Manne auf die Brücke, und sie bedeckte sich mit ihrem Hute, und er schwebte in seine Jugend zurück. Sie wollte nun das Gefängniß sehen, wo er ein Jahr lang gesessen; sie mußten alle zurück, und sie dankten der jungen, mit der schweren Ver-

gangenheit spielenden Frau dafür. Denn es wurde eine schöne, heitere Stunde daraus, so schön, so ernst schön, so erhaben zuletzt, daß sie alle beschlossen, noch einmal den Mittag in dem Gefängnisse zu essen.

Nach dem Essen gingen sie nach Wasa. Troschke blieb mit dem Major allein. Nach einer Stunde riß Ludolph die Thür schnell auf, und fiel in des Majors Arme. Er rief: „O sind Sie ein Engel oder ein Mensch? Sie retten Rosalien im wilden Sturm, und verschwinden. Sie entdecken meiner Konstanze, daß ich noch lebe. Sie befreien Rosaliens Vaters, mich! Welche Zaubermacht ward Ihnen?" Konstanze kam nach, und erzählte ihre Geschichte aus. Ludolph begriff denn endlich, welche Zufälle — „Zufälle?" sagte Troschke. Alle Herzen banden sich immer fester an einander.

Aber da nun die Freude ausgestürmt hatte, legte sich bei der Frage des Vaters: „Wo ist Rosalie?" wieder eine dunkle

Wolke auf die Zukunft. Ludolph reichte Troschken die Hand, und schwor, ihn nicht eher zu verlassen, als bis sie Rosalien gefunden hätten.

„Ich wollte Dich eben bitten, sagte der Vater — „nach Deutschland zurückzugehen, und meine beiden Kinder in Deinen Schutz zu nehmen.“

Der Major sagte: daß Luise ihm für die beiden Gefangenen Vorsicht und Verschwiegenheit empfohlen hätte.

„Gegen wen?“ fragte Ludolph. „Du scheinst die Hand zu kennen, Troschke, die uns in Fesseln geschlagen hat.“

„Ich will Dir den Namen nennen, wenn Du abreisest.“ Die Abreise Ludolphs wurde beschlossen. Ludolph wünschte sie. Er hatte dem Vater seines Sohnes Liebe zu Luisen verschwiegen. Er wußte nur, daß Gustav mit dem Herrn von Heider in einem guten Vernehmen stand, und daß er von dem in des Ministers Haus gebracht war. Er hatte eben so wenig die letzten Briefe Juliens erhalten. Er wußte nicht, hatte sie gehei-

rathet oder nicht. Er wünschte es, und so sah er fast, daß er nöthiger in Deutschland war, als in Schweden, da der Vater den Major bei sich hatte.

Ludolph wußte gar nichts von Troschkens Geheimniß. Er schob ihre Verhaftung auf die Rechnung des Herrn Flint. Am andern Morgen ging ein Schiff nach Stockholm. Troschke begleitete seinen Freund an den Hafen. „Jetzt! jetzt, Ludolph! Der Minister Drakensten in *** ist mein Feind. Vor dem hüte Dich, vor den warne meine Kinder! Sie sollen nie vor seine Augen kommen! Ich begreife zwar nicht — denn über meine Lippen ist das Geheimniß nicht gekommen — wie er mich entdeckt hat! Aber er hat mich entdeckt.“

Ludolph fuhr zusammen. „Dein Sohn, Troschke, lebt in seinem Hause.“ Er erzählte ihm jetzt Gustavs Liebe zu Luisen. Mit Seufzern hörte der Vater die Erzählung. „In seinem Hause?“ fragte er still. Er sann nach, lange, tief. „O das ist schlimm! Doch begreife ich

immer nicht. Sende mir Nachricht nach Stockholm. In seinem Hause? Gustav ist ein Mann. Er mag sich selbst helfen; aber wer soll Rosalien helfen, wenn ich nach Deutschland ginge?“

„Darf ich Dein Geheimniß nicht wissen, Troschke? Mich dünkt, es wäre besser, wenn ich's wüßte.“

„Nun denn, so höre! Ich bin Graf Drakensten. Ich bin der Erbe der großen Güter, die der Minister sein nennt. Ich entsagte allem, und verließ auf immer meine Familie. Wäre dieser Erik ruhig geblieben, so wären die Papiere verbrannt, und Niemand hätte meinen Namen erfahren. Ich begreife nicht, wie der Himmel —“

„Ich begreife alles, Troschke, und wäre es nur, um Luisen von einer Verbindung mit einem Nichtswürdigen zu retten! Soll denn dieser Minister nicht fühlen, wenn er anders ein Bösewicht ist —“

„Das ist er! das ist dieser Erik!“

„Soll er denn nicht fühlen, nicht lernen, daß seine Macht der Spott des Himmels ist, daß ein vergeltendes Schicksal waltet, und nicht die Macht der Großen? O Troschke, ich begreife alles, und ich gehe fröhlich nach Deutschland!"

Die beiden treuen Freunde hielten sich lange umarmt; dann bestieg Ludolph mit seiner Familie das Schiff, der Wind füllte die Segel, und das Schiff verschwand am Horizonte.

Muthig kehrte Troschke nach dem neuen, jungen Freunde zurück. Der Major erfuhr nun, daß Rosalie in Schweden war; daß sie über Lidköping und Trollhätta gekommen sey mit der Frau von Lörrach und Flint.

„Gut, so durchreisen wir ganz Schweden, mein Vater, und durchsuchen jedes Thal, jede Hütte nach Rosalien. Wir müssen irgendwo eine Spur von ihr finden." Sie umarmten sich voll Muth.

„Wohin nun zuerst?" fragte der Vater.

„Wenn alles Eins ist, wo wir sie suchen können, mein Vater," sagte der Major lächelnd — „so schlage ich Herjedalen vor."

„Warum?" fragte Troschke mit Erwartung.

„Nahe am Storrsee in Herjedalen liegt ein Thal, bei dessen Andenken mein Herz sich bewegt."

„Sind Sie je dort gewesen?" fragte Troschke dringend.

„Ich nicht; aber meine Mutter, die ich nicht kannte, ist dort glücklich gewesen. Das Grab meines Großvaters —"

„In Drakensten? O sprich! Gott! Wo bin ich? Sommern? ja so ist Dein Name! O wie konnte ich vergessen? eine Gräfin Drakensten war Ihre Mutter, Marie, meine Schwester! Sprich, sprich, mein Sohn! O beim Himmel, es wird wahr, was ich im Zorn sagte: „Der Himmel schüttet das Füllhorn des Glücks über mein Haupt!" Bist Du meiner Marie Sohn?"

Er war es. Der Major gab seinem Oheim einen Brief seiner Mutter, den sie auf ihrem Sterbebette an den Sohn, dessen Leben ihr Tod war, geschrieben hatte. Es war die Erbschaft von seinen Eltern, von dem Vater der Degen, von der Mutter die feurigen Liebesgrüße des brechenden Herzens, und der Befehl, tugendhaft zu leben. Der Sohn war gehorsam gewesen.

Troschke las mit wehmüthigem Herzen den schönen Brief seiner Schwester. Er sah, wie glücklich sie einige Jahre gewesen war, und nun konnte er nicht länger warten. Sie mietheten ein Schiff und ließen sich nach Tuna quer über den Meerbusen übersetzen, und auf dieser Reise erfuhr Troschke alle Begebenheiten seines edeln Oheims.

Von Tuna an war Troschke auf väterlichem Boden. Er fand, er nannte dem Major jeden Bach, jeden See, den er als Knabe im Winter mit dem Landvolk auf Eisschuhen durchfahren war. Er zeigte ihm in weiter Ferne die höchste

Spitze des blauen Gebirgs, unter dessen Abhang die alte Burg Drakensten lag. Sie stiegen immer höher empor an den Seen hinauf. „O sieh, Sommern,“ rief Olof voll Freude — „dieses ist der Hügel, bis zu dem Deine Mutter mich begleitete, in treuer schwesterlicher Liebe. Hier saß sie unter dieser Birke, die ihre Hand als Reiß hierher pflanzte, und dem Hügel gab sie den Namen Olofskulle, Olofshügel. Er heißt noch so unter dem Landvolk, und Hügel und Birke sind heilig. Eine schöne Sage, aber nicht schöner als die Wahrheit, erzählt das Landvolk von dem Hügel. Denn sie liebten meine Eltern, sie liebten uns, mich und Deine Mutter. Hier saß sie auf diesem Runensteine, und sah mir nach. Und hieher kam sie mir entgegen.“

Sie setzten sich beide auf den Stein. Sommern umfaßte die Birke, und küßte den Stamm, und benetzte ihn mit Thränen. O in dieser Minute erweichten sich ihre Herzen, und Olof hätte hier Erik, er hätte dem Entführer seiner Tochter ver-

zeihen können! Das Säuseln der Birke schien ihnen Mariens sanfte Stimme. Der Hügel wurde ihnen heilig, die ganze Erde, das Leben. Sie gingen schweigend, und ein paar Schritte von einander entfernt weiter, und doch waren sie sich nie näher. In ihren Seelen war's, wie jetzt, da ich dieses schreibe, in der Natur, wo sich der Sturm der Nachtgleiche in den milden Frühling auflöst. Das ganze Leben erschien ihnen in einem milden Abendlichte. Alles schien ihnen schöner, aber auch kleiner. Selbst die Liebe Sommerns zu Rosalien wurde sanfter und kleiner, und doch war sie nie so rein, so heilig gewesen. Jede Leidenschaft wurde stiller, keine Angst, keine heftige Begierde regte sich in der stillen Brust. Nur der Tod schien ihnen groß, nur das Grab, nur die Tugend, nur Gott!

Sie gingen weiter. Ihre Hände suchten sich im Gehen, und drückten sich, und sie wendeten die ausgehellten Augen auf einander, und es wurde eine sanfte Umarmung und eine höhere Liebe. Sie rede-

ten von dem Leben, von dem Grabe, von der einzigen großen Hoffnung hinter dem Leben, von dem Wiederfinden der geliebten, geschiedenen Seelen. Und da ihre Seelen erhoben waren von dem stolzen Gedanken, da die Sonne immer tiefer sank an den Rand der Erde, und der Abend immer stiller und heiterer wurde, und hier und da noch ein Vogel von dem Geräusch der Gehenden aus dem Schlaf aufflatterte — faßte Olof seines Sohnes Hand mit der Begeisterung des Grabes und der Unsterblichkeit, und rief laut: „Wir finden uns wieder!" Da, in eben dieser Minute stürzte ein Mädchen aus dem Gebüsch hervor, und Rosalie — Rosalie — Rosalie — die verlorne Tochter, die verlorne Geliebte hing an des Vaters Armen, an des Vaters Herzen!

O die unaussprechlich selige Minute, wo die schönste, unsterbliche Hoffnung zu der frohesten Wirklichkeit wurde!

Das Kindermährchen.

Die Frau von Lörrach hieß nicht Lörrach, sondern Urach, nicht einmal Frau von Urach. Sie war ein feines, stilles Bürgermädchen in der Residenz. Der Herr von Urach, bei dem Bohr damals, ein Spitzbube von zwanzig Jahren, erst Bedienter, dann Urachs Verführer, und dann Kammerdiener war, sah das hübsche, junge Mädchen, und liebte sie. Der reiche Urach stellte alle Netze auf, die Tugend des Mädchens zu fangen. Des Mädchens Tugend hätte widerstanden; aber ihr Herz, das für den Verführer in unschuldiger Liebe schlug, war zu schwach. Urach fand den Augenblick, wo Einsamkeit, die Versicherungen seiner ewigen Liebe, seine Thränen das Vertrauen des Mädchens betrogen.

Sie fiel; aber sie fiel nach einem so schönen Widerstande, mit einer so schönen Liebe zu dem Verführer, daß sie den Flüchtling fest hielt in den starken Banden einer ganz uneigennützigen, alles auf-

opfernden Liebe. Sie hatte eine Tochter von ihm, und hätte Urach den Stolz seiner Familie nicht gescheut, und seines Bohrs Vorstellungen dagegen, er hätte der Verführten seine Hand gegeben.

Er starb nach einigen Jahren. Es war unmöglich, daß er sie noch heirathen konnte, was er wünschte. Er that, was er konnte. Er erklärte in seinem Testamente die Geliebte für seine Frau, seine Tochter für ein eheliches Kind. Bohr verschaffte einen Trauschein wie von einem katholischen Geistlichen in Schwaben, wo er wirklich mit der Geliebten eine Zeitlang gelebt hatte. Die Geliebte, welche vor dieser Betrügerei zitterte, ließ sich von Bohr bereden, aus Liebe zu ihrer Tochter den Namen Urach anzunehmen.

Die Familie wüthete; aber das Testament war nicht abzuleugnen. Man verglich sich mit der Mutter, man gab ihr eine Pension, von der sie auf dem Lande in der höchsten Stille lebte. Urachs Tochter erhielt eine Stelle in einem ad-

lichen Fräuleinstifte, und eine reiche Pension.

Die Frau von Urach war ganz in den Händen des Spitzbuben Bohr. Sie mußte ihre Pension mit ihm theilen; denn er drohete ihr, sie von Urachs Familie als eine Betrügerin strafen zu lassen, und ihre Tochter zur Bettlerin zu machen.

Die Frau von Urach wurde von ihm endlich befreit. Er ging nach Holland. In dem langen Umgange mit ihrem Manne, auf seinen Reisen mit ihm hatte sie sich ausgebildet. Sie sah ihre Tochter von Zeit zu Zeit. Die Familie des Urachs söhnte sich sogar halb und halb mit der anspruchlosen Wittwe, der das Testament des Mannes viel größere Rechte gegeben hatte, aus.

Da kam Bohr zurück, und der Plan, Rosalien zu entführen, wurde entworfen. Niemand schickte sich so gut dazu, als die Frau von Urach. Sie war unbekannt, ganz in seiner Gewalt und hatte den Anstand einer vornehmen Frau, die sie vorstellen sollte.

Bohr machte ihr den Antrag, drohete, der Familie alles zu entdecken, sie zu bestrafen, ihre Tochter zu einer Bettlerin zu machen. Sie mußte mit bittern Thränen einwilligen. Aber von dem ersten Augenblick an war sie fest entschlossen, der Schutzengel des unglücklichen Mädchens zu werden. Der Entschluß gab ihr die Stärke, ihre Rolle mit der Leichtigkeit, die sie zeigte, zu spielen.

Sie nahm den Namen Lörrach an, und eine Liebe, die immer stieg, band sie von dem ersten Augenblick an an Rosalien. Sie sah Rosaliens Unschuld, die heilige Tugend ihres Herzens, und sie zitterte nur vor ihrem Herzen. Aber da erschien Sommern. Die Lörrach sah den tiefen Eindruck, den er auf Rosaliens Herz gemacht hatte, und von diesem Augenblick an war sie ruhig. Da Sommern ihr Leben rettete, wurde sie noch ruhiger, obgleich Rosalie nichts von ihrer Liebe sagte. Rosalie redete schwedisch, und sie glaubte, daß Engel

Gottes zum Schutz um das Mädchen schwebten.

Der edle Plan keimte sogar in der Lörrach Seele, den Grafen zu bekehren. Ach, sie gab die Hoffnung bald auf, da sie seinen Charakter näher kennen lernte, da sie Rosaliens Vater und Ludolph verhaften sah. Sie hielt es für sein Verbrechen.

Rosalie war ruhig und glücklich sogar. Denn sobald ihr Vater und Ludolph nach Wasa abgeführt waren, der Gouverneur an Flint von Zeit zu Zeit über die Gefangenen schrieb, daß an ihre Freiheit nicht zu denken sey, gab er Rosalien alle Freiheit, die sie verlangte, alle Freuden, die hier möglich waren.

Sie irrte in den Thälern umher, frei, bald an Flints Seite, bald allein, am liebsten allein. Sie erschien unter dem Landvolk. Sie theilte kleine Geschenke unter ihnen aus. Sie war die Zuschauerin ihrer kleinen Landfeste, sie nahm Theil daran. Sie veränderte ihre Kleidung sogar und kam zu den Landleuten, gekleidet,

wie

wie ein schwedisches Landmädchen. Ein Triumphgeschrei empfing die schöne Fremde, die Landmädchen umringten sie mit Jauchzen und Tanz, und versicherten, daß, wenn einmal ihr Graf aus Deutschland zurück käme, sie so lange ihn bitten wollten, bis sie ihre Gräfin wäre.

Himmel! zehn Schritte davon stand der junge Graf. Sein finstres Auge verschlang mit steigender Begierde das wunderschöne Landmädchen, und in seinem Herzen bewegte sich nur die glühende Liebe gegen Rosalien, da die Landleute ihr wünschten, sie möchte ihre Gräfin seyn.

Rosalie konnte ihnen einige Worte in ihrem Dialekt antworten. Sie lernte täglich mehr. Ach, so freundlich, so seelenvoll freundlich war sie mit den Mädchen, mit den jungen Bauern sogar, freundlicher, als mit ihm!

Er trat wehmüthig zu ihr: „Haben Sie verstanden, Rosalie, was Ihnen die Landleute wünschten?“ Seine Brust hoben Seufzer. „Ach,“ setzte er noch wehmüthig er hinzu — „wäre ich doch der

Graf, von dem die Leute redeten, Rosalie, und diese gutherzigen Menschen, die Sie so unendlich lieben, bäten Sie knieend dann, ihren Wunsch zu erfüllen, und ich knieete mit ihnen — Ach, Rosalie! Sie könnten nicht Nein sagen. Wenn Sie meine Liebe auch nicht achteten, Sie würden die Bitten dieser Leute ehren."

„Sie sind der Graf nicht," antwortete Rosalie ernst. Eben wollte Flint rufen: „Ich bin der Graf, Rosalie!" und wollte zu ihren Füßen sinken; denn ihre Schönheit, die immer schöner ist in einer fremden Tracht, hatte sein ganzes Herz überwältigt. Er fühlte nur seine Liebe. Aber schon hatte sich Rosalie von ihm gewendet, um mit einem kleinen verstohlnen Seufzer sich es vorzumahlen, wenn Sommern hier als der junge Graf erschien, und das Landvolk nun ihn umgäbe. Flint meinte, sie wendete sich aus Verachtung ab. Die Flammen der Hölle, des Hasses, des giftigsten Grimms schlugen durch die Flammen der Liebe.

Sie ging langsam den Weg nach der Burg. Er ging mit unentschlossenen Schritten ihr nach. „Sie verachten mich, Rosalie!“ rief er, sie aufhaltend. Sie sah ihn erstaunt an. „Verachten? ich Sie? Ich weiß nicht, Herr Flint, wie Sie mir seit einiger Zeit vorkommen! Verachtung, wie kann man Verachtung fürchten, ohne — ich will nichts Hartes damit sagen — ohne sie zu verdienen? Gewiß, Herr Flint, Sie quälen mich mehr, als ich Sie! Glauben Sie mir, ich fühle Mitleiden mit Ihnen, ob ich gleich nicht begreife, wie ein Mann ein Mädchen so lieben kann, wie Sie sagen. Verachtung?“ Sie sah ihn beruhigend und freundlich an.

„Sie wendeten sich von mir ab, Rosalie, da ich Ihnen sagte: Ich wollte, ich wäre der Graf, — voll Verachtung!“

„O gewiß nicht, Herr Flint! Verachtung war's nicht. Mir fiel etwas ein, das —“

„Was fiel Ihnen ein? Himmel! was? der Russe? der? etwan der?“

Rosalie erröthete; aber Nein konnte sie nicht sagen, denn er hatte es getroffen. Flint warf einen wüthenden Blick auf Rosalien, und stürzte mit wildem Fluchen den Weg auf die Burg.

Er stürzte in der wilden Wuth der Lörrach zu Füßen, er umfaßte mit heftiger Gewalt ihre Knie, dann rief er: „O Frau, ich bin rasend! Nehmen Sie, was mein ist, und geben Sie mir Rosaliens Liebe!"

„Sie haben sie gewiß gesehen, wie reizend ihr das Kleid der Bäuerin steht."

„Ich bin hier Herr! ich bin der Graf hier. Ich schwöre es Ihnen, ich will ihr meine Hand geben, und alle meine Unterthanen sollen Zeugen seyn; und schlägt sie diese Hand aus, so — großer Gott! Ich fühle, ich werde ihr Mörder!" Das Gesicht wurde bei diesen Worten bleich wie Asche. Die Augen rollten. Die Lörrach entsetzte sich. „Noch heute will ich ihr sagen, wer ich bin. Noch heute!"

Vor diesem Augenblick, den sie sonst gewünscht hatte, zitterte jetzt die Lörrach.

Sie bat ihn, den Augenblick noch zu verschieben. Sie suchte ihn zu beruhigen.

„Sie liebt den Russen, diesen verhaßten Menschen, fürcht ich. O warum liebte sie nicht mich? Frau von Lörrach, Sie hassen mich, Sie! Sie standen mir bei Rosalien im Wege. Sie! Ihr Herz war frei; ich liebte sie. Giebt nicht Liebe Gegenliebe? Wer hat der Natur ewiges Gesetz umgekehrt? Reden Sie! Ich will Rede!“

„Sie, Herr Graf! Sie selbst! Sie liebten Rosalien, um sie zu verderben; denn gestehen Sie, war Rosaliens Herz nicht gebrochen, zerrissen, auf ewig zernichtet, wenn die Verführung gelang? Gestehen Sie!“ Er sah sie nur mit wildem rollenden Auge statt der Antwort an.

„Sehen Sie, dieses Gefühl, das, wie ein böser Geist immer vor Ihren Augen stand, gab Ihren Worten, Ihren Betheurungen der Liebe etwas Finsteres, etwas Falsches, gab Ihrem Blick etwas Düsteres, lassen Sie mich es sagen, etwas Tückisches, etwas Räuberisches. Es war

nicht, als bäten Sie mit der Hoffnung sanftem Hauch um des Mädchens Liebe; es war, als forderte ein Räuber, der auf seinen Dolch sich verläßt, des Mädchens Keuschheit, als den Preis seines Raubes. Das erregte in Ihrem wärmsten Gespräch in Rosaliens Seele geheime Schauer. O Herr Graf, Ihr Verbrechen, das Sie vorhatten, entzog Ihnen Rosaliens Liebe."

„Und nun — nun — o Hölle und Himmel! — nun liebt sie den Russen? Reden Sie, sie liebt ihn; denn Sie sind ihre Vertraute!"

„Herr Flint, Rosalie hat ihn zwei Mal gesehen. Ob wohl der Eindruck, den er auf sie gemacht hat, gewaltsam gewesen seyn mag, so ist er doch nicht unauslöschlich, glaube ich. Sie sah, sie sprach ihn zu wenig. Obgleich Sie gestehen müssen, daß er ein herrlicher Mann war. Daß er sie liebte, war sichtbar, auch hat er es nicht verhehlt, uns nicht. Ihre Liebe hingegen, Herr Graf, verbarg sich Jedem, als wäre sie ein Ver-

brechen. Rosalie versteht sich gar nicht auf die Künste der Liebe; aber auf das Heiligthum der Liebe versteht sich ihr Herz. Aber wo ist er? Nirgend, in den Wüsten von Rußland! Gestanden hat er seine Liebe nicht, das weiß ich, und so hat Rosaliens Liebe nirgends einen Halt, einen festen Boden. Sie schwebt zu hoch und immer in dem Reiche der Träume, der Phantasieen, und jeder Traum verlangt seine Erde, in der sein Fuß wurzelt. Unauslöschlich ist Rosaliens Empfindung nicht, wenn Sie ihr Vertrauen verdienen können. Verdienen, nicht verführen; verdienen, nicht gewinnen. Die heilige Unschuld hat ihre Wehre vom Himmel, weil sie heilig ist. Sie schaudert, wenn in ihre Nähe der Verführer tritt."

„O liebste Lörrach," sagte er, die Hände faltend — „Sie glauben also, Sie hoffen also?" Er ging auf neue Plane brütend.

Rosalie kam, heiter, fröhlich, wie der Tag, den sie mit dem Landvolk gefeiert hatte, den Johannistag. „Sehen

Sie, liebe Mutter, diese Kleidung hat mir gefehlt, um hier ganz in meiner Heimath zu seyn. Es ist sehr seltsam, gewiß sehr seltsam, wie ich hier meine Welt gefunden habe. Mein Bruder sagte mir oft, es wäre ihm, wenn er eine ganz fremde Gegend beträte, so, als hätte er sie schon gekannt. Mir war es ähnlich. Oft waren mir die neuesten Empfindungen, sogar die wunderbarsten Träume nicht fremd. Aber so nicht wie hier. Gestern ging ich mit einer Bäuerin an den Storrsee. Mir war's, als hätte ich den Namen schon gehört. Nun trat ich in ein Thal, dessen Eingang ein Felsen, wie ein Thor gehöhlt, verschließt; die Bäuerin nannte mir den Namen Solensdal, Sonnenthal, und ich erkannte — still! still! erzählte nicht in meiner Jugend mein Vater ein Mährchen von Sonnenthal am Storrsee?" Sie hielt inne. „Es mag viel Thäler in Schweden mit diesem Namen geben, und Seen. Aber mir ist's, als hätte ich jeden Felsen hier in meiner Jugend gesehen.

Ach, und heute," fuhr sie mit sanftem Erröthen und niedergeschlagenen Augen fort — „heute, da jede Bauerhütte eine schöne Laube, und die ganze Gegend ein Paradies ist, und heute — o Mutter, wüßten Sie, was die jungen Mädchen mir wünschten, da ich so gekleidet unter sie trat!"

„Was wünschten sie Dir, Rosalie? Gewiß etwas schönes."

„Ich sollte ihre junge Gräfin seyn. Der Wunsch bewegte mein Herz zu sehr."

„Was bewegte denn Dein Herz, liebe Rosalie, das Deine Wange mit so schönem Purpur färbt?"

„Ich weiß nicht, in welcher Verbindung mir der Major Sommern einfiel — ach, wer weiß, wo er ist? wie lange er Rosalien und alles vergessen hat. Aber er fiel mir ein, und mein Herz wurde recht sehr bewegt."

„Ich bitte Dich, liebe Rosalie — denn Flint war zugegen, da die Bauermädchen das Dir wünschten? Er kam rasend zu mir — ich bitte Dich —"

„Wenn ich Sie nicht kennte, liebe Mutter, so würde ich argwöhnisch werden. Was will er denn, dieser Flint? was will er? tausendmal sagt er mir, er liebt mich. Tausendmal bittet er mich, ich soll ihn lieben. Ich verachte ihn nicht, gewiß nicht, wie er eben sagte. Aber denke ich, der Herr von Sommern käme hieher, und wäre hier der Graf, oder nur ein schwedischer Edelmann, und er träte auf mich zu — o liebste Mutter, manchmal ist's mir, als liebte ich ihn mehr, als ich weiß. Aber dieser Flint? ist er denn mein Herr? ist er denn Ihr Herr? Er droht mir, er droht auch Ihnen. Warum darf er Ihnen drohen, warum mir?"

„Liebste Rosalie, es hängt ein Geschick über uns allen, das Dir einmal klar werden wird. Aber Du weißt, wie ich Dich liebe. O laß Dein Vertrauen gegen mich nicht fahren, Rosalie! Vor dem Angesicht Gottes schwöre ich Dir, ich liebe Dich mütterlich; ich bin Dir treu!"

„Das ängstigt mich wieder. Fast kommt mir es vor, als wären Sie hier seine Gefangene, auch ich."

„Gefangen nicht; aber mich bindet ein schweres Geschick an diesen Flint, mein theures Kind! Ich bitte Dich, sey sanft mit ihm! Du kennst die Gewalt der Leidenschaft nicht, die Eifersucht nicht. Seine Liebe ist furchtbar."

„Liebe und furchtbar? Ich bin sanft; aber immer soll ich ihm sagen, daß ich nicht an den Major denke. Ach, eben er zwingt mich fast, zu wünschen, daß er uns hier suchte! Ach, wenn ich Flint sehe, so muß ich an den edlen Mann denken, wie muthig er war, wie viel größer und edler er war als ich, und wie er mich dennoch ehrte! O wie frei, wie sicher, wie stolz sogar fühlte ich mich in seiner Gegenwart! Ich liebe ihn dennoch wohl, und wer weiß, mit welcher Wärme, liebe Mutter!"

So erhob sich nach und nach das Bewußtseyn der Liebe in Rosaliens Brust, und desto tiefer sank Flint bei ihr, der

immer mit düsterer Stirn vor ihr stand, und ihr Vorwürfe machte, die sie nicht verdiente. Flint hingegen schwankte immer zwischen dem Entschlusse, ihr zu sagen, wer er wäre, und ihr seine Hand anzubieten, und dem tollsten Plan, sie ohne eine Heirath in seine Gewalt zu bringen. Da erhielt er einen Brief von dem Gouverneur aus Wasa, daß die beiden Gefangenen ihre Freiheit durch einen russischen Major von Sommern wieder erhalten und nach Tuna abgesegelt wären. Da war sein Entschluß gefaßt. Er führte am Abend unter einem Vorwande die Frau von Lörrach und Rosalien in ein Gewölbe, dessen Thür so verdeckt war, daß Niemand hier ein Gemach errathen konnte.

Die Frau von Lörrach wunderte sich, in diesem Gewölbe zwei Betten, eine Menge Lebensmittel und alle Bequemlichkeiten zum wohnen zu sehen. „Frau von Lörrach," rief er mit hervorbrechender Wuth — „hier, hier ist Ihr Aufenthalt, hier in diesem dunkeln Gewölbe, das Nie-

mand auf der Erde kennt, als ich, und dessen Eingang, Sie haben es gesehen, nicht einmal ein Mensch ahnet. Hier bleiben Sie, bis Rosalie sich entschließt, mir ihre Hand zu geben. O geliebte Rosalie —"

„Verächtlicher Mensch!" fiel Rosalie empört ein — „eher sey dieser Ort mein Grab, ehe ich wieder ein Wort mit dem Elenden rede!" Sie wendete sich mit muthiger Verachtung von ihm ab.

„Rosalie!" schrie er.

„Fort, Elender! Sey mir willkommen du dunkles Grabgewölbe, das mich von dem Elenden befreit."

„Es befreit Sie!" rief er wüthend. Er stürzte hinaus. Die eiserne Thür rollte auf ihren Gewichten zu, schlug ins Schloß. Lange hörten sie noch, wie die zweite Thür, die einer Mauer glich, sich vor die eiserne legte, und sie waren allein.

Ein Wachslicht brannte. Rosalie zündete noch ein paar Lichter an, die grausenvolle Dunkelheit zu erhellen, in dem

ungeheuer-großen Gewölbe. „Gott, ich dachte Sie zu retten, Rosalie,“ sagte die Frau von Lörrach — „und — Nun müssen Sie alles wissen. Es ist der Graf Drakensten.“ Sie erzählte alles, alles und Rosalie vergab ihr alles, und hing bebend in ihren Armen.

Der Graf verbarg sich nun in ein Kabinet in der Mauer, das ehedem für den Schatz des Grafen bestimmt gewesen war; und am Morgen verbreiteten beide Domestiquen, daß Herr Flint mit den beiden Frauen am vorigen Abend wieder nach Deutschland abgereist sey.

Das Landvolk glaubte es, da sie auf der Burg Niemand mehr sahen. Der Graf erwartete in seinem geheimen Winkel die Ankunft des Russen und des Vaters. Die Nachricht von seiner Abreise sollte die beiden nach Deutschland zurückjagen; das Gefängniß sollte Rosalien geschmeidig machen. Er träumte in eifersüchtiger Wuth dennoch von Glück.

Nachdem nun Rosalie alles wußte, und mehr betrübt war über die Bosheit

des Menschen, als über ihr Unglück, fing sie an, ihren Wohnplatz näher zu betrachten. Sie leuchtete in dem Gewölbe umher. Durch ein Paar enge hohe Gitterfenster leuchtete der Abend ins Gewölbe. Sie gingen weiter, sie standen an einer offnen Thür, von der Stufen tief hinab führten. Die Lörrach überlief ein kalter Schauer nach dem andern. Der Boden war mit schwarzem Stein gepflastert, und mit weißem Marmor war ein Kreuz in den Boden eingelegt. Hinten stand ein Sarg von Stein mit der Aufschrift: „Gott hat mich gerettet!"

Rosalie blieb erstaunt vor dem Sarge stehen. Sie wendete das Haupt langsam nach allen Seiten. „Mutter," rief sie — „wo bin ich? träume ich? O sehen Sie hier die Bildsäule eines geharnischten Ritters? von weißem Stein?"

„Hier steht eine Bildsäule, Rosalie! Mich schaudert."

Rosalie flog hinzu, und las die Unterschrift: „Treu bis zum Tode!" — „Gott, theure Mutter, wo bin ich?

Giebt es Wunder? werden die Mährchen meiner Kindheit wahr? Wir sind hier im Grabmahl der treuen Ritter Holm! In dem Sarge ruht seine Geliebte Judith!"

„Rosalie, ein Geisterschauer nach dem andern läuft durch mein Rückenmark. Wer sagt Dir das alles?"

„Es war das schönste Mährchen, das mein Vater mir und meinem Bruder in der Kindheit erzählte, wie Ritter Holm die schöne Judith geliebt, wie er mit ihr entflohen ist durch den unterirdischen Gang, der aus diesem Gewölbe führt, wie sie getrennt werden, Judith vor Gram stirbt, und Holm nach ihr. Da ließ Judithens Vater dieses Gewölbe bauen, den treuen Liebenden, und der achtzehnte schwarze Marmor, so alt wurde Judith — O Gott! Gott! wir sind gerettet, Mutter, wenn — wenn —" Sie zählte die Marmortafeln an den Wänden. Die achtzehnte stieß sie hinein. Sie bewegte sich einwärts, und ein Uhrwerk kam zum Vorschein. Rosalie zog es

auf,

auf, und langsam öffnete eine große Steinplatte sich, worunter eine Treppe verborgen war.

„Gott sey Dank! es ist alles, wie das Mährchen sagte. Folgen Sie mir, liebe Mutter! wir sind frei!"

Die Frau von Lörrach war zu schwach, Rosalien zu folgen. Sie glaubte sich mit Wundern und Geistern umringt. Sie bat Rosalien flehentlich, bis Morgen zu verziehen. Sie zitterte vor der Nacht, die jetzt einbrach. Rosalie mußte einwilligen. Aber sie untersuchte noch einige Stunden hindurch das Uhrwerk, verschloß die Thür, die in den unterirrdischen Gang führte.

Sie verschloß hinter sich den Stein, der den Gang verdeckte. Ein leichter Mechanismus machte alles leicht. Sie erinnerte sich aus dem Mährchen ihres Vaters vom treuen Ritter Holm, daß der Ausgang des Ganges sich zwischen Felsen öffnete, in eine starke eiserne, schwer zu findende Thür, zu der ein vergoldeter Schlüssel am Uhrwerk lag. Sie

fand den Schlüssel, und mit einem Dankgebete zu Gott legte sie sich auf ihr Lager, und ein schöner Traum, in dem der Major Gommern an der eisernen Thür ihr entgegen trat, goß Muth und Ruhe in ihren Busen.

Rosalie weckte die Frau von Lörrach, und bat sie, sich fertig zu machen. Die hätte Rosalien gern vermogt, noch einen Tag zu warten. Aber Rosalie sprach ihr Muth ein. Sie nahmen Lebensmittel mit. Die entscheidenden Thüren wurden geöffnet. Jede hatte ein brennendes Licht in der Hand. Rosalie verschloß alles wieder. Sie ließ, da sie hinabgestiegen waren, sanft die Decke, die den Eingang verschloß, nieder sinken. Sie gingen die Treppe hinab, und ein enger, aber trockner, gewölbter Gang führte sie unter der Erde fort.

Von Zeit zu Zeit brach ein Lichtstrahl durch einige kleine Oeffnungen in den Gang. Sie gingen rasch vorwärts. Da stand die eiserne Thür, dick in Felsen eingegossen, mit ungeheuren Riegeln ver-

sehen. Rosaliens Hand zog die Riegel zurück. Sie steckte zitternd den Schlüssel ein, zitternd, ob er öffnen würde. Das Schloß war stark vergoldet. Das Schloß war geöffnet. Die schwere Thür bewegte sich leicht auf Rollen, und sie standen beide in einem rings mit Felsen umgebenen Schlunde, von hellem Tageslichte rings umflossen.

Rosalie schürzte ihr Gewand auf, und nachdem sie die Thür wieder verschlossen hatte, stieg sie rasch und leicht wie eine Gemse von Felsstück auf Felsstück, half der Lörrach empor, und sie waren oben. Von oben schien ihnen der Schlund unersteiglich, und steil, so künstlich waren die großen Felsstücken über einander geworfen; die Thür war nicht sichtbar. Kein Mörder hätte gewagt, in den Schlund zu seiner Rettung hinab zu steigen.

Rosalie sah in der Gegend umher. Sie erkannte sich. „Dort ist die Burg, liebe Mutter!" sagte sie — „und hier ist der Weg nach Tuna." Sie gingen eilfertig. Rosalie unterstützte die Frau

von Lörrach, und sprach ihr Muth ein; denn in einer Stunde erreichten sie die Gränze der Burg.

So gingen sie weiter. Rosalie konnte nicht irren. Sie waren an dem Bache, an den kleinen Seen, die nach Tuna zu führten. Den Mittag ruhten sie in einem einzelnen Hause eines Bauern, der ihnen den Weg nach Tuna beschrieb. Die Frau von Lörrach hatte ein paar kostbare Ringe, das Geschenk ihres Mannes, bei sich und Geld genug, bis nach Tuna zu reichen.

Muthig gingen sie weiter. Da hörte Rosalie eine Menschenstimme, wie ihres Vaters, die Worte sagen. „Wir sehen uns wieder!" Und da sie um das Gebüsch trat, stand ihr verstorbener Vater, und an seiner Seite Sommern vor ihr, und Rosalie sank ohnmächtig in des Vaters Arme.

Die Reue, die Rache.

Der Vater hielt die Ohnmächtige in seinen Armen, und sagte, erblassend: „Gott, was werde ich hören müssen! O ist dieses die Blässe der Schuld?" Er warf finster seinen Blick auf die Frau von Lörrach. Sie verstand ihn. Sie sagte schnell: „Gott Lob! Engel haben Rosalien gerettet! Gott hat sie beschützt! Unschuldig und rein liegt sie an des Vaters Brust."

Da erst drückte der Vater den Mund auf der Tochter blasse Lippen, und Sommern schöpfte Wasser und rieb ihr die Schläfe, bis sie erwachte. Sie schlang noch fester die Arme um ihres Vaters Hals, und rief: „Mein Vater lebt! O er lebt! Ich habe ihn wieder!" Aber ermattet sank sie doch nach und nach auf den Boden zum Sitzen. „O meine theure Mutter, sind wir nun glücklich?" sagte sie sanft weinend, und reichte der Frau von Lörrach die Hand.

Diese paar Worte sprachen die Frau von Lörrach von aller Schuld frei. Der Vater reichte ihr die Hand, und sagte: „Ihre Handschrift in das Buch zu Trollhätta gab mir die erste Hoffnung. Aber daß ich Rosalien hier finde, hier, und heute, heute gerade, scheint mir ein Wunder. Wo ist der Elende, dieser Flint?"

„Dort auf der Burg, deren Thürme dort über den Felsen hervorragen."

„Auf dem Drakensten? Wie? wie kommt er dahin?"

„Er ist der Graf Drakensten, der Sohn des Ministers in ***."

Da erblaßte Troschke. Denn ihm fiel ein, der Vater hätte dem Sohn befohlen, Rosalien zu entehren, um Rache an Olof zu nehmen. „Barmherziger Himmel! das ist zu viel! O Menschen, hier hört des Himmels Barmherzigkeit auf, und mein Herz wird hart wie ein Felsen! Er wußte, Du warst Olofs Tochter, und er — o schändlicher Bösewicht! — Laßt uns gehen! Er soll das morgende Licht nicht wieder sehen."

Er sprang auf; aber Rosalie war zum Gehen zu matt. Sie setzten sich wieder. Die Lörrach, mit Rosalien abwechselnd, erzählten, und Troschke fand, daß Flint nicht so schuldig war, als er fürchtete.

Das nun füllte sein Herz mit einer reinen Freude. Seine gerettete Tochter in seinen Armen, so nahe an der geliebten Burg, rings umgeben von dem vaterländischen Boden. Die Frau von Lörrach öffnete das Päckchen Lebensmittel, und holte eine kleine Flasche Wein hervor für Rosalien.

„O Recht!" sagte Troschke. Er goß ein Glas voll. Er schüttete verstohlen ein paar Tropfen auf den Boden, eine Libazion für die Heimath. Dann reichte er Rosalien das Glas. Sie tranken alle. In Troschkens Augen hingen Thränen. „O mein Vater," sagte Rosalie — „Gott hat uns ja nun gerettet!"

Da goß Troschke noch einmal das Glas voll. „Deine Mutter, Rosa-

lie!" sagte Troschke weicher — „meine Beate! Heute wurde sie geboren. Heute stand ich mit ihr auf der Höhe am See, in Seedorf, und sie legte heute ihre Hand zum ewigen Bunde in meine. Deine tugendhafte Mutter, Rosalie!" Er reichte ihr das Glas. Während Rosalie trank, legte der Vater ihre Hand in Gommerns Hand, der noch nicht geredet hatte. Er hatte nur das reizende Mädchen mit entzückten Blicken betrachtet.

„Rosalie!" sagte der Vater — „dieser Mann war Deines Lebens Retter, er sey Deines Lebens Beglücker!"

Rosalie erröthete. Sie schlug das funkelnde Auge vor sich nieder; aber sie entzog Gommern die Hand nicht. Gommern knieete vor ihr und drückte seine Lippen auf ihre Hand. Da hob sie ein wenig das Auge, und da sie ihn knieen sah, rief sie schnell und heftig bewegt: „Nein, nur das nicht! o das nicht! o das beschämt mich noch mehr! Lieber will ich sagen, mein Vater, daß ich den

Retter meines Lebens schon lange liebte, in geheimer Glut.“ Sie zog ihn empor, und nun lag sie, versinkend in der verwirrenden Empfindung der Liebe, des Glücks, der Scham, an dem Herzen des Aufstehenden.

„Seyd so glücklich, als ich und Beate, meine Kinder!“ sagte Troschke immer weicher, immer glücklicher. Sie gingen in das nächste Dorf von dem Wege ab, die vier glücklichen Menschen, zu ruhen, und den Tag darauf wollten sie nach Drakensten.

Flint saß in seinem verborgenen Zimmer, und sah furchtsam hinaus auf den Weg nach Tuna dem Vater Rosaliens und dem furchtbaren Major entgegen, an eben dem Morgen, da Rosalie nur eine Stunde früher entflohen war. Er wälzte, im finstern Gemüthe von Furcht, Eifersucht und Liebe gequält, den zweifachen Entschluß hin und her, ob er Rosalien seine Hand bieten, oder ob er das Gewölbe zum Schauplatz seines Sieges machen sollte. Er zweifelte ganz und gar

nicht, wenn er Rosalien seinen Rang entdeckte, und sie zu seiner Gemahlin erheben wollte, an ihrer Einwilligung. Er fühlte auch jetzt, daß er, trotz seinem Vater, der wilden Liebe jedes Opfer bringen müßte; da brachte ihm sein Bedienter einen Brief von seinem Vater, der ihn in Stockholm glaubte. Er erbrach ihn, und o Schrecken! er las: „Troschke, Rosaliens Vater, war der Graf Olof." Er stand wie betäubt von der neuen Idee, deren Schrecken ihn gewaltig ergriff; denn dieser Graf Olof, der Feind seines Vaters, der Erbe seines Vermögens, war auf dem Wege nach Drakensten, und des furchtbaren Mannes Tochter hatte er entführt, hatte er entehren wollen.

Er bebte; aber auf einmal wurde das finstere Gesicht heiter. Er ließ den Prediger aus dem Dorfe holen. Er ließ den Altar in der Burgkapelle in froher Eile schmücken. „Nun laß ihn kommen, diesen Olof! Er soll seine Tochter als mein Weib finden, und der Familienfriede ist

hergestellt. Die Tochter söhnt unsre Häuser aus, und Rosalie, diese hochgeliebte Rosalie! ist mein Weib! O Himmel, Himmel! sie wäre es längst, hätte ich nur ahnen können, sie wäre eine Gräfin Draķensten! Aber nein, dieser Triumph ist schöner, herrlicher! Ich weiß ja, wie tugendhaft, wie keusch sie ist! Und wenn ich des Predigers Tochter meine Hand reiche, so weiß sie ja, wie unendlich ich sie lieben muß! O jetzt werde ich zu ihren Füßen sinken, und glücklich werden! Ja, ich danke Gott, daß es so, so freundlich, ohne ein Verbrechen endet!"

In fröhlicher Hast nahm er das schwere Bund Schlüssel, was die Riegel und Schlösser des Gewölbes öffnete, und flog hinab, um die Braut zu holen. Er öffnete, er stürzte mit den Worten: „O liebste Rosalie!" in das Gewölbe, und es war leer. Er ging in Holms Grabmahl. Es war leer. Er sah nach den Fenstern hinauf. Sie waren verschlossen. Er schrie furchtbar in die Burg hinauf. Der alte Bediente, der die Burg seit

zwanzig Jahren bewohnte, kam herab. Er sah den Grafen, glühend vor Zorn, auf der Schwelle stehen. „Rede!" rief er — „hat Jemand noch Schlüssel zu dem Gewölbe? denn die beiden Frauen sind nicht da."

Der Bediente durchschaute jeden Winkel. Alles war leer. Der Graf rannte in alle Ecken, um zu sehen, ob irgendwo eine Thür war. Vergebens. Die Schlüssel hatte er selbst gehabt.

„Das ist ein Wunder Gottes!" rief der Bediente, und sah furchtsam um sich. „Das Mädchen war so fromm, Herr Graf!"

„Alter Thor! hat das Gewölbe noch einen Ausgang? denn durch die Mauern rettet sie kein Engel. Sprich!"

„Einen Ausgang? Ja, wer ihn finden könnte! Ein Gang, sagt man, führt unter der Erde hinaus. Es ist irgend hier eine verborgene Thür, die aber, wie durch Zauberei, sich aufthut, durch die ein Engel, erzählen sie im Dorf, Judith, die hier gefangen saß, geführt hat."

Der Graf nahm eine eiserne Stange, und stieß an die Wände, in den Boden, und rief dazwischen: „Albernes Mährchen! Und doch mußten sie irgendwo einen Ausgang gefunden haben."

„Diesen Morgen ganz früh, Herr Graf, waren sie noch da. Ich legte mein Ohr an die Thür aus Mitleiden mit den beiden. Ich hörte sie reden. Der Prediger muß es gewiß wissen. Er hat sonst auf dem Schlosse gelebt."

Der Prediger kam. Er erzählte: „Das Gewölbe hat einen geheimen Ausgang, das ist gewiß, der aber ein Geheimniß ist. Maschinen, die von einem Uhrwerke abhängen, öffnen eine Thür, die weit von hier wieder aus der Erde ans Licht führt. Dieses Gewölbe, das Grabmahl vom Ritter Holm dort, war recht oft der schauerliche Spielplatz des jungen Grafen Olof. Man sagte, er sey recht oft durch den unterirrdischen Gang aus der Burg gegangen. Aber es ist unmöglich, die Thür zu finden, wenn man nicht das Geheimniß weiß."

Der Graf brachte noch eine Stunde zu, um die geheime Thür zu finden. Er sah doch wohl endlich ein, wie Rosalie, Olofs Tochter, das Geheimniß habe wissen können. Da brachte sein Bedienter ihm die Nachricht, daß ein Schäfer zwei Frauen, gekleidet wie die Entflohenen, auf dem Wege nach Tuna gesehen hätte, und der Graf stürzte hinaus. Er bewaffnete sich mit einer Büchse, und ging mit raschem Schritte, einen Wegweiser und seinen Bedienten, bei sich, den Weg nach Tuna. Er fand Rosaliens Spur. Er fand auf dem Wege ein paar Wachslichter, die sie weggeworfen hatten. Er kam in das Haus, wo sie den Mittag sich ausgeruht hatten. Er blieb hier ein paar Stunden der kurzen Nacht.

Er konnte nicht fehlen. Der Bauer beschrieb ihm den Weg, den Rosalie genommen hatte. Er kam an den Platz, wo der glückliche Vater die Tochter wieder fand. Er fand hier die leere Flasche. Hier ruhete er aus, und hier trat ihm der vergeltende Geist entgegen. Er warf sich an

den Boden. „O," rief er bereuend — „wäre ich doch meinem ersten Antriebe der Liebe gefolgt! O hätte ich ihr, die ich ewig lieben muß, meine Hand geboten! O jetzt sehe ich alles! Das Geschick, das unsre Familie versöhnen wollte, führte das theure Mädchen auf meinen Weg. Unser Schutzgeist führte sie zu mir, ihr Schutzengel führte mich zu ihr. Ach, da wollt' ich sie nicht beglücken, sondern verderben! Sie hätte mich geliebt, ja, sie fing an, mich zu lieben. Die Lörrach hat Recht, wenn ich der himmlischen Stimme in meinem Herzen gefolgt wäre, sie wäre mein! O du verdammter Geist der Hölle, dessen Stimme — Ach, ich fürchte, es war meine eigene Stimme, die Stimme meines verdorbenen Herzens! Warnte mich nicht die Lörrach? hörte ich? O guter Gott! guter Gott! laß mich sie finden! O laß mich nicht untergehen, du Engel, der sie zu mir führte!"

Er raffte sich auf, und ging weiter, und die Reue stieß ihren brennenden Dolch in die zweifelnde Seele; da kam er endlich

an die Brücke, über die Jedermann gehen muß, weil sie die einzige ist, die hier den Weg möglich macht. Hier waren sie nicht durchgekommen; aber mit bleichem Schrecken, mit innerm Erbeben hörte er von dem Brückenwärter, daß gestern zwei Männer, ein langer, alter Mann und ein fremder Offizier über die Brücke nach Drakenstein gegangen waren.

Der Offizier hatte eine grüne Uniform und einen Orden getragen, und Major geheißen. Da erhob aus der Ferne der Geist der Rache das Schwerdt über sein Haupt, und die Eifersucht durchbohrte mit glühenden Dolchen seine Seele.

Er kehrte langsam von hier zurück. Eine neue Hoffnung bewegte sich wieder in seiner Brust. Er wollte sich dem Grafen Olof zu Füßen werfen. Er wollte ihm die Güter, alles abtreten, er wollte nur um Rosaliens Hand bitten. Er schritt rascher fort, und kam an das Dorf, wo die vier Glücklichen die Nacht geblieben waren.

Er

Er ging vom Wege ab, ob sie dort gewesen wären. Sie waren da gewesen. Er hörte hier mit Zittern die Namen: Sommern, Rosalie nennen. Der Bauer redete mit Begeisterung von dem schönen Paare, und meinte, er hätte recht wohl gemerkt, daß es ein Brautpaar gewesen.

Da drangen alle wüthende Leidenschaften quälend und reißend durch seine Seele. Er verwünschte sein Geschick, sich selbst, und die Geliebte. Sie waren nach Drakensten gegangen. Er folgte ihnen, Entwürfe einer schwarzen Rache in seinem empörten Herzen wälzend. Noch eine schreckliche Nacht war er unterwegs, und endlich näherte er sich auf Umwegen seinem Dorfe, was nicht mehr sein war. Er hörte das laute Freudengeschrei des Dorfs, und blieb erstarrt stehen. Denn er unterschied in dem Geschrei die Worte: „Graf Olof! Graf Olof!" Er schlug die Hände vor die wuthblitzenden Augen, und warf sich an den Boden im Gebüsch. Sein Bedienter stand zitternd in der Ferne.

„Geh!" rief er — „und erkundige Dich! Geh; aber laß Dich nicht sehen!" Der Bediente ging. Nach einer Stunde kam er zurück. Er blieb zitternd in der Ferne stehen. „Teufel, komm näher und rede!" rief der Graf. „Rede!"

„Alle Häuser sind mit Birken geschmückt."

„Ich wollte, ein Erdbeben risse sie und mich in die Hölle! Sprich! was ist's?"

„Ich habe den Alten von der Burg gesprochen. Er sagt, lieber Herr Graf — Ich zittre es nachzusagen."

„Sprich! Sprich — oder —"

„Die junge Gräfin Rosalie — denn ihr Vater ist der Graf Olof — der alte Prediger und mehrere Alte im Dorfe haben ihn erkannt — die junge Gräfin Rosalie und der Major Sommern feiern heute ihren Hochzeitstag."

„Verderben! Tod! Hölle! Teufel!" rief der Graf und stürzte empor, und riß die Büchse vom Boden auf, und wollte fort. Nach zehn Schritten warf er die

Büchse gegen einen Baum, und riß sich selbst zu Boden und verbarg das Gesicht in das feuchte Moos. Dann hob er das erblaßte Gesicht wieder empor. „Gustav!“ sagte er — „es ist nicht wahr. Nein, es darf nicht wahr seyn. O so verderbe alles, so versinke alles in den tiefsten Abgrund! Hochzeittag?“

„Ja, Herr Graf! Sie sind diesen Morgen getraut, an eben dem Altare, den Sie zurecht machen ließen.“

„Teufel! willst Du mich verspotten? willst Du mich rasend machen? Den ich zurecht machte? Es ist nicht wahr! Nein! es ist nicht.“

Da zeigte Gustav auf den alten Schloßbedienten, der ihm gefolgt war. Er bestätigte alles.

Zitternd riß der Graf ein Blatt aus seinem Taschenbuche, schrieb auf das Blatt: „Ich nenne Dich einen Schurken! und dieses Wort löst nur Dein Tod oder meiner. Ich erwarte Dich! Der Ueber-

bringer hat Befehl, Dich zu führen. Graf von Drakensten."

Der Burgwärter mußte das Blatt an den Major Sommern bringen. Die Antwort kam. Der Graf las sie: „Ich habe Rosalien, die heute mit mir am Altare stand, versprochen, die Seligkeit des heutigen Tages auch nicht durch die Strafe, die ihrem verächtlichen Entführer gebührt, zu entweihen. Ich gehe mit dem Grafen Olof nach Deutschland, und zwar nach ***. S."

Noch einen Seufzer stieß der Graf von sich. Dann rief er: „Folge mir!" Er ging den Weg nach Tuna, in wortloser, dumpfer Verzweiflung. Von da nach Stockholm. In Stockholm trat der vergeltende Geist dicht an ihn, und ergriff das schuldige Herz. Denn er sah Sommern, an seinem Arm Rosalien, in der vollen Blüthe ihres Reizes. Sie lächelte ihrem Manne zu mit dem Blicke der zärtlichen und glücklichen Liebe. Sie sahen ihn nicht. Sie sahen nur sich.

Er rief Flüche auf sie, auf sich, und er ging nach Deutschland ab. Troschke mit seinen beiden Kindern folgte ihm.

Heinrich liefert die Papiere aus.

Heinrich stand an seiner Stallthür, und hielt ein paar Monologe an seines Herrn Pferd, welche sehr wohl für Minister Ohren gepaßt hätten. Er sah mit Angst der gnädigen Frau Thränen, und dachte an seinen armen gefangenen Herrn. „Ei was!“ rief er — „ich weiß, was ich thue.“ Er zog seine Uniform an, ritt in die Residenz, und ließ sich beim Prinzen Ludwig melden. Der Prinz hatte den letzten Feldzug seines Herrn in Italien mitgemacht, und kannte den braven Hauptmann sehr wohl.

„Ein alter Kriegskamerad! Ihr Durchlaucht,“ hob Heinrich treuherzig an — „von Verona her und von der Klause da im Gebirg!“

Der Prinz zog seinen Beutel." Um Geld nicht, Ihr Durchlaucht! Wer zwei Arme hat, einen Säbel, und hier die Medaille, die ich ehrlich verdient habe, muß lieber verhungern, als betteln. Aber mein Herr, der nur Einen Arm hat —"

„Wer ist Dein Herr?"

„Rittmeister von Wolf. Wenn's Ihr Durchlaucht noch wissen, die Nacht da —"

„Um Gotteswillen! Was wollt' ich nicht? Dein edler Herr — was ist mit dem?"

„Gefangen, Ihr Durchlaucht!"

„Die Gefangenen sind ja alle zurück, mein Sohn!"

„Könnte wohl Ihr Vater seyn! Nein, so lange mein Herr einen Säbel hatte, und ich auch, so lange war er kein Gefangener. Sie haben ihn hier, hier, im Frieden, vom Civil gefangen nehmen lassen, unschuldig dazu!"

Heinrich erzählte, was er wußte, es war ziemlich die Wahrheit. „Und wer hat die Papiere?" fragte der Fürst.

„Einer, von dem sie keine Drohung, keine Folter, nicht der Tod herausquält," sagte Heinrich mit ehrenfester Stimme.

„Du hast sie, treuer Mann!" Heinrich schwieg dazu. „Gieb sie mir! Bei mir sind sie noch sicherer, und Deines Herrn Freiheit verspreche ich Dir."

Heinrich schüttelte den Kopf. Er überlegte es sich, im Zimmer auf- und abmarschirend, wie sein Herr. Dann mußte ihm der Prinz sein Ehrenwort geben, daß er die Papiere mit jedem Augenblick wieder erhalten könne, und nun übergab er ihm die Papiere. Er holte sie aus dem Sattel hervor.

Der Prinz bestellte ihn am Abend wieder. Er las die Papiere. Er ließ davon durch seinen treuen Sekretär eine Abschrift nehmen. Er war höchst gerührt, und doch hatte er von dem Minister und von seiner Ehrlichkeit einen hohen Begriff. „Dieser Olof ist sein Feind!" sagte er, kämpfend mit sich. „Wer sieht die Feindschaft nicht? Aber der Sohn gefangen, der edle Wolf gefangen! Doch

wer weiß! wer weiß! Der Eine ein Jüngling, heiß vor der Stirn, vielleicht trotzend der Würde des Ministers. Den Andern kenne ich, treu, edel! aber barsch, Soldat, erbittert! Wer weiß! Und besitzt er denn nicht dennoch die Güter mit Recht? Zum mindesten mit dem Schein des Rechts? und wen hätte der Schein des Rechts nicht einmal verleitet? Aber ein Betrüger darf der Mann nicht seyn, dem ich das Heil meines Volkes einmal vertrauen muß. Und — ja, so soll es seyn! So soll es! So ist's am besten."

Heinrich kam am Abend zurück. Der Prinz bat ihn, die Papiere dem Minister zu bringen. Heinrich fuhr mit dem Fluche: „Alle Teufel, Ihr Durchlaucht!" zwei Schritte zurück. Aber der Prinz setzte ihm auseinander, wie gut es wäre für alle, wenn er es thäte. Er gab ihm noch einmal sein Ehrenwort, daß er die Schriften wieder schaffen wollte, sobald der Hauptmann sie verlangte, daß endlich Heinrich brummend einwilligte. Er bekam von dem Prinzen seine Rolle,

und der Minister erhielt noch den Abend die Papiere von dem Reitknecht, der sich das Versprechen dafür geben ließ, daß sein Herr die Freiheit wieder erhalten sollte.

Der Minister gab dem Reitknecht ein sehr reiches Geschenk, das Heinrich dem Prinzen versprochen hatte anzunehmen. Er gab ihm noch reichere Hoffnungen, empfahl ihm Stillschweigen, und entließ ihn freundlich. Heinrich schlich sich, als hätte er einen Menschen gemordet, durch die Dämmerung des späten Abends nach seinem Wirthshause, brummte zehnmal: „Das war ein Spitzbubenstreich!" und gab sein reiches Geschenk einer armen Wittwe, die im Hinterhause seines Wirthshauses mit vier Kindern wohnte, und die der Wirth, weil sie die Miethe nicht bezahlen konnte, hatte auf die Gasse werfen wollen.

Er kam zu Hause; aber um seinen guten Muth war es geschehen. Er seufzte und rief: „Das war ein Spitzbubenstreich!"

Der Prinz erzählte den andern Mittag an des Fürsten Tafel von dem letzten Feldzuge und nannte ein paarmal Hauptmann Wolf, mit dem Beisatze, welch ein edler Mann der gewesen, wie viel er seiner Freundschaft zu verdanken gehabt habe.

„Er ist hier!" sagte man höflich — „sein linker Arm ist lahm. Er wohnt auf einem kleinen Gütchen seiner Mutter, ärmlich."

„O," rief der Prinz, und sah den Fürsten bittend an — „ich würde mich für sehr arm halten müssen, wenn dieser Mann hier darben müßte!"

„Das soll er nicht!" sagte der Fürst — „Sie mögen ihn anstellen, wenn er nicht ganz invalid ist."

Der Minister saß bei diesem Gespräch wie auf Kohlen, und stand wie in Flammen, da der Prinz nach der Tafel ihn um sein Wohlwollen für den Hauptmann bat. „Ich bin in der That in einer großen Verlegenheit," sagte er sich fassend — „denn eben dieser Mann, den Eure Durchlaucht

so hoch achten, sitzt auf meinen Befehl auf der Festung."

„Was hat er verbrochen? o Himmel! was hat er verbrochen, wenn ich wissen darf —?"

„Sie haben ein Recht zu fragen. Vielleicht nichts, in Eurer Durchlaucht Augen. Auch will ich zugeben, daß ich eben sowohl zu rasch war, wie er. Er nahm sich einer Betrügerei an, die so listig angelegt ist, daß ich, der ich sie kenne, mich hätte leicht können täuschen lassen: was wollte der Herr von Wolf nicht, der vielleicht nach seinem starren Charakter keinen Begriff von einer Betrügerei hat!"

„Dafür stehe ich Ihnen."

„Er kam zu mir, er — mißhandelte mich. Er nannte mich —"

„O da kenne ich ihn! Er sagt hart heraus, was er denkt, härter sogar, als er es denkt. Aber er war von Jugend auf Soldat. Ich bitte Sie, ihm zu verzeihen. Ich stehe Ihnen dafür, er soll einsehen, daß er Sie beleidigt."

„Schwerlich wird er das. Denn diese Betrügerei hat so sehr das Ansehen der einfachsten Wahrheit, ist hin und wieder sogar so wahr, daß ich nur ein fünf und zwanzigjähriges Leben im Dienst von Eurer Durchlaucht Hause zum Bürgen für mich habe."

„Einen Bürgen, Herr Minister, dem ich sehr viel, sehr viel vertraue. Es ist die erste Gelegenheit, die ich habe, Ihnen meine hohe Achtung zu versichern. Ich sage das meinem künftigen Diener, nicht dem Günstling des Fürsten."

„Und so bitte ich Eure Durchlaucht, mir zu erlauben, noch einige Tage mit des Hauptmanns Freiheit zögern zu dürfen."

„Tage? zögern? Wissen Sie, was Gefängniß ist? Nein, in dem Umkreise, den meine Hand regiert, soll kein Unschuldiger eine Minute lang im Gefängniß seyn. Ich fordere von Ihnen Gerechtigkeit."

Der Minister bückte sich und ging. Zu Hause rief er: „Ist denn alles, die ganze Hölle mit ihm im Bunde? Ist's

doch, seit Elise — ihn wieder mit mir verflocht, als wäre ich mit tausend unzerreißlichen Fäden eines ungeheuren Netzes umsponnen! Er selbst, dieser Ludolph! sein Sohn! dieser tolle Soldat, und nun gar der Prinz selbst! Die Papiere habe ich. Aber was helfen sie, wenn er selbst erscheint!“

Er setzte sich nieder, um nach Schweden zu schreiben, Olof festzuhalten. Er nahm die Feder. Da brachte der Kammerdiener einen Brief aus Schweden. Er enthielt die Nachricht, daß auf Ersuchen des russischen Hofes ein Major Sommern die Freiheit der beiden Gefangenen in Wasa erhalten habe. Da erblaßte der mächtige Mann, und seine Stirn sank langsam auf den Tisch vor ihm. So lag er lange. Es schien ihm, als wäre alles Glück auf einmal von ihm gewichen. Ein alter Bedienter, mit greisem Haar, der einzige, der noch aus des Grafen Hennings Zeit im Hause war, und der die beiden Grafen, Erik und Olof,

von Kindheit auf gekannt hatte, trat ins Zimmer, um durchzugehen.

Er sah seinen Herrn mit der Stirn auf dem Tische liegen. Er hörte seine Seufzer. Er faltete die Hände; aber er hatte nicht das Herz, seinen Herrn anzureden. Er räusperte sich nur. Der Minister sah auf. Es war in dem Gesicht, in der ganzen Stellung, in den gefalteten Händen des Bedienten so etwas Mitleidiges; und da des Herrn Auge sich auf ihn ohne Zorn richtete, sagte der Greis furchtsam: „Was ist Ihnen denn, Ihre Exellenz? Ich bin Ihr alter treuer Knecht!“

„Gut!“ rief der Minister voll Heftigkeit — „so entscheide Du, entscheide das einfache Herz, der unbestochene Verstand, und die Frömmigkeit — — ich hoffe, Du bist kein Heuchler, Du bist fromm! — zwischen mir und dem Geschick! Entscheide Du! Klagt das Land über mich? rede frei!“

Der Alte sah seinen Herrn verwundert an; dann sagte er: „Nein! Gott

Loh nein! man nennt Sie den Vater des Landes."

„Nun was verbrach ich denn? Warum steht denn das Geschick gegen mich auf? rede!"

Der Greis schüttelte den weißen Kopf. „Ich verstehe Eure Exellenz nicht," sagte er endlich treuherzig — „aber ich sehe, daß seit einem oder ein paar Monaten etwas auf Ihrem Herzen liegt. Sie sind ein guter Minister, und das Volk nennt Sie dafür seinen Vater, seinen Engel, und so ist Ihre Rechnung bezahlt. Ach, wenn ich dürfte, ich wollte wohl errathen, was so auf dem Herzen liegt!"

„Was denn? rede frei!"

„Graf Olof vielleicht, Eure Exellenz! Wie der hochselige Herr Graf Henning auf dem Sterbebette lag, nannte er — er meinte allein zu seyn — den Namen Olof dreimal mit schweren Seufzern. Und dann sagte er: „O Gott verzeihe mirs! Ich stieß ihn nicht hülflos in die Welt. Erik war's!""

„Er faselte!" rief der Graf — „und Du faselst, Du alter Narr! Geh!" der Greis ging. „Will denn Niemand einen andern Namen nennen, als diesen verhaßten Namen: Olof?" Er schlug die Hand vor die Stirn. „Wenn's wahr ist, was der Hauptmann sagte, was er selbst so oft versichert in seinen Papieren: o warum mußte ihn meine Schwester — aber er ist ein Lügner — denn damals war er ja schon nach Schweden abgegangen, um das Stammgut in Besitz zu nehmen? Tritt hierher, Olof! tritt her, das will ich Dir antworten! Du brachst Dein Wort, nicht ich! Du brachst den Bund, den wir geschlossen, nicht ich! Ich berührte Dich nicht! beim Himmel! das will ich sagen. Laß ihn kommen!"

Diese Vorstellung erheiterte ihn ein wenig. Er rechnete aus den Papieren auf Olofs ritterliches Worthalten. Aufs Neue eröffnete sich die Thür und sein Sohn trat ins Zimmer.

Vater und Sohn betrachteten sich finster. „Hast Du meinen Brief erhalten?"

„Ja!

„Ja! und der Graf Olof, seine Tochter und der Major Sommern werden bald hier seyn."

„Tochter? wie so? Sie sey entführt, hieß es. Wo hat er sie gefunden?" Hier stockte der Sohn und gerieth immer tiefer in Verwirrung, je mehr der Vater, der etwas merkte, die Fragen häufte. Der Sohn gestand mit Zittern, daß er der Entführer von Olofs Tochter sey. Der Vater sah ihn starr an. „Du, der Entführer von Olofs Tochter? Du Niederträchtiger! und wäre sie eines Tagelöhners Tochter gewesen! Aber Olofs Tochter? Und Du, Du Feiger wagtest — Du wagtest —"

Hier riß die Gräfin Alten die Thür auf; sie hatte eben gehört, ihr Neffe sey angekommen. „Elise!" rief Erik, auf seinen Sohn zeigend — „der war's, der unsre Ruhe, unser Glück störte! Er entführte Olofs Tochter." Elise setzte sich still und lächelnd. „Er? er?" fragte sie bedeutend. „So erzähle!"

Der Jüngling, mehr den seltsamen, trüben, tiefsinnenden Blick Elisens fürchtend, als den zürnenden des Vaters, erzählte, wie er zufällig Rosalien gesehen, und wieder gesehen und geliebt; wie unendlich mächtig diese Leidenschaft geworden; wie er so oft auf dem Punkte gewesen, Rosalien trotz ihres Standes seine Hand zu bieten. Wie endlich Rosalie entflohen und des Majors Sommern Gemahlin geworden.

„Bösewicht! Elender! Feiger! Verführer!" fuhr jetzt der Vater zürnend heraus; aber der Sohn, in dessen Herzen durch die Erzählung die Verzweiflung wieder erwacht war, trat wild dem Vater entgegen, und rief: „Sie nahmen dem Vater Vermögen und Rang, ich die Tochter! Meine Leidenschaft war menschlicher, als Ihre. Ich bin unglücklich, nicht Sie!" —

Der Trotz des furchtsamen Sohnes gegen den herrischen Vater betäubte den Vater. Er faßte seiner Schwester Hände, und sagte: „O das allein fehlte unserm

Unglück noch, Elise! Jetzt sehe ich alles. Diese Entführung stürzt uns! Er, mein Sohn! Nicht das Geschick! nicht der Himmel!"

„Nein," rief Elise — „nicht der Himmel! sondern Er! sondern Du! Seht Ihr Blinden denn nicht endlich im wilden Sturme des Zufalls den ruhigen Gang des gütigen, weisen, verzeihenden Schicksals? O ich liebte ihn! Mich warnte ein Engel an dem Sarge seiner Mutter. Ich hörte seine Stimme nicht vor den tausend triumphirenden Stimmen der Eitelkeit. Ich war ihm nicht ungetreu; denn meine Liebe hätte mich gerettet. Du, Erik, Du! und noch ein Mensch! O Himmel! laß mich es ihnen verzeihen, daß mein Leben, so glänzend es schien, dennoch nichts war, als ein glänzender Regenbogen, der nur aus Thränen besteht! O laß mich es ihnen verzeihen, die mich verleiteten, und dann — verriethen! Da stießest Du ihn, Du, aus dem väterlichen Erbe mit wilder Härte, und machtest ihn glücklich, glücklicher, als wir alle waren.

Die Entscheidung.

Prinz Ludwig ließ den Hauptmann Wolf von der nahen Festung sogleich zu sich kommen. Er erzählte ihm, daß er die Papiere, um den Charakter des Ministers zu prüfen, ihm hätte übergeben lassen. Er bat ihn, ruhig zu seyn, und gar nicht nach den Papieren zu fragen. Der Hauptmann war schwer dahin zu bringen. Denn er hatte sich's gelobt, daß sein erster Gang, wenn er frei wäre, nach dem Minister seyn sollte, um ihn für seine Betrügerei auf Pistolen zu fordern: Er ließ sich indeß bereden.

Er fuhr sogleich nach Thorwenden ab. Mit ihm fuhr ein zweiter Wagen auf seinen Hof, und Julie, die vor der Thür stand, wußte nicht, nach welchem Wagen sie zuerst laufen sollte; denn in dem andern Wagen saß Oheimchen Ludolph mit Frau und Kind.

Ludolph legte Julien die Finger auf den Mund, und sagte: „Ich bin hier im strengsten Inkognito, Julie!"

„Und mein Vater? und Rosalie?“ rief sie.

„Dein Vater ist frei. Rosaliens Verlobter hat uns frei gemacht, der Major Sommern. Beide suchen Sie. Rosalie ist in Schweden. Und hier ist meine Frau und mein Sohn, Julie!“

„Also hatten Sie doch eine Frau, Oheimchen? Aber ich begreife das eben so wenig, als daß Rosalie einen Geliebten hat.“

Ludolph drückte ihr schnell noch einmal den Finger auf die Lippen. Er erzählte denn, wie er zu seiner Frau und Rosalie zu ihrem Geliebten gekommen war, und von seiner Liebe zu Rosalien nicht ein kleines Wörtchen. Die Lücken in seiner Erzählung füllte Julie mit einem muthwilligen Lächeln aus.

„Laßt uns hier einsam und verborgen leben,“ so schloß er — „damit der Minister Drakenstein nichts von unserm

Daseyn erfährt. Er ist der Feind Deines Vaters. So viel weiß ich, mehr nicht."

Er erfuhr sehr viel mehr; er erfuhr von dem Hauptmann alles, daß Julie eine Gräfin Drakenstein war, die Gefangenschaft ihres Bruders, den ganzen Inhalt der Papiere.

„Wo sind die Papiere?" fragte Ludolph. Hier erblaßte der Reitknecht, der in der offnen Thür stand; aber noch nicht das Herz gehabt hatte, seinen geliebten Herrn zu begrüßen. „Lassen Sie mich todt schießen," rief er — „oder noch mehr, jagen Sie mich weg, Ihr Gnaden, Herr Hanptmann! Aber sehen Sie mich nur einmal freundlich an!"

„Alles vergeben, Heinrich! denn der Dich beredete, hat auch mich beredet, zu thun, was ich nicht sollte. Alles vergeben!" Er reichte dem Reitknecht die Hand. Er küßte die verzeihende Hand des geliebten Herrn mit heißen Thränen. Der Herr hatte ihm vergeben; aber er

vergab es sich niemals in seinem Leben. So oft ihn sein Herr nachher: „Du ehrliche Seele!" nannte, sagte er: „Ach, ich habe den Spitzbubenstreich mit den Papieren auf dem Herzen, Ihr Gnaden! Und er kommt nicht eher herunter, als bis der Sargdeckel darauf kommt. O Du ehrliche Seele! sage ich hier."

Der Hauptmann war durch sein Wort, das er dem Prinzen gegeben, gebunden, von den Papieren zu schweigen; aber überall, wo er war, sagte er, seine Frau wäre eine Gräfin Drakensten, und sein Schwiegervater der Erbe der Güter, die der Minister besäße; und er erböte sich, das mit Degen und Pistolen dem Minister zu beweisen, oder jedem andern, der daran zweifelte. Er brummte mit der ganzen Welt, daß er dem Minister die Papiere nicht abfordern dürfte.

Er hütete sich vor dem Prinzen, damit er nicht noch etwas versprechen müßte; denn er hatte den Vorsatz gefaßt, den

Minister wegen der Gefangennehmung seines Schwagers zu verklagen. Er wollte dazu seinen Oheim, den Regierungs- und Justiz-Präsidenten in Rath nehmen. Er fuhr mit Julien dahin, ohne daß Julie etwas wußte. Sein Oheim war ganz der unrechte Mann, den er in Rath nehmen konnte; denn auch der Minister sah recht wohl, welch ein wichtiger Mann der Justiz-Präsident für ihn seyn mußte, wenn Olof zurückkäme. Er hatte ihn mit seinem Sohn besucht. Der Minister stimmte unterwegs schon an, daß das Fräulein von Mönchborn schön, höchst gebildet, sogar nicht arm sey; aber stumm saß sein Sohn, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Der Justiz-Präsident muß gewonnen seyn, mein Freund!" fuhr der Minister fort — „und nichts gewönne ihn gewisser, als eine Verbindung unsrer beiden Häuser." Der Sohn antwortete mit einem schweren Seufzer; aber da sie bei dem Präsidenten waren, sah der Minister

seinen Sohn Luisen aufmerksam betrachten, dann redete er mit ihr, und mit jeder folgenden Minute angelegentlicher.

Der Minister ließ also ein paar Worte von einer Verbindung fallen, die der Präsident mit Freuden ergriff. Beide redeten nicht zehn Worte darüber, und nur in Anspielungen; aber die Sache war für beide richtig. Luise, da Rosalie nun einmal verloren war, schien dem jungen Grafen reizend genug, ihre Stelle zu ersetzen. Er fand ihren Geist, ihre hohe Unschuld aus. Und er war gerade zum dritten Mal da, als eben Wolf und Julie auf den Hof fuhren.

Mit einem unbeschreiblich höflichen und stolzen Triumphe stellte der Präsident seinem Neffen, den Grafen Drakenstein, den Sohn des Ministers vor, und Julie erkannte mit Schaudern in ihm den Herrn Flint, den Entführer ihrer Schwester. Der Hauptmann zog die Stirn kraus bei dem Namen Drakenstein; aber da seine Frau ihm heimlich

ihre Entdeckung zuflüsterte, goß eine hohe Freude sich über sein Gesicht. „Thue nicht, als ob Du ihn kennst!“ sagte er. Er ging hinaus, und fragte: „Heinrich, Du hast doch Pistolen bei Dir?“

„O ja, Ihr Gnaden! versteht sich! denn eine Ehrensache kann über einen Edelmann kommen, wie ein Dieb in der Nacht.“

„Der Dieb ist da, Heinrich! Sind sie frisch geladen, so gib sie mir.“ Er steckte beide Pistolen ein, und ging zurück in den Saal. Der Präsident war unendlich vergnügt; denn der junge Graf hatte einen Brief an seinen Vater mitgebracht, der die Werbung um Luisen enthielt. Er wartete nur auf den Antrag des jungen Grafen, um die Sache sogleich richtig zu machen. Er rief erst seine Frau allein, dann seine Tochter. Beide kehrten todtenbleich in den Saal zurück.

Der junge Graf ging hinter dem Präsidenten her in den Garten. Luise

zog Julien allein, und entdeckte ihr mit Herzensangst die Werbung des jungen Grafen. Julie erschrack; aber sie wußte nicht, sollte sie sagen, was sie wußte. Sie schwieg. Der Präsident und der Graf kamen zurück. Der Präsident mit vor Freude glühender Stirn sagte: „Ich habe die Ehre, Herr Neveu, Ihnen einen neuen Verwandten in dem Grafen vorzustellen. Er —“

„Das verhüte Gott!“ sagte der Soldat trocken — „daß ein solcher Schurke, wie dieser, mein Verwandter würde!“ Alles stand erstarrt. Der Soldat fuhr fort: „Hießen Sie nicht einmal Herr Flint? entführten Sie nicht unter diesem Namen eine Gräfin Drakensten, die Schwester meiner Frau hier? Bube, wo hast Du das unschuldige Mädchen?“

Die Posaune des Weltgerichts hätte keinen Eingang in des Grafen Seele gefunden, so erstarrt war er. Der Präsident wollte die Sache ins Feine bringen;

aber er rief unabläſſig: „Mon neveu! Herr Graf! Herr Graf! mon neveu!" und trat von einem Fuß auf den andern. Während deß hatte der Graf ſo viele Bewegung wieder bekommen, daß er ſich von dem Hauptmann in den Garten bringen ließ. Man hörte im Saale zwei Schüſſe hinter einander fallen; das gab den Menſchen im Saal Leben. Sie ſtürzten in den Garten. Der Graf ſaß bleich und blutig auf einer Bank. Der Hauptmann ſagte trocken: „Des Schurken Herz habe ich verfehlt; aber der rechte Arm entführt kein Mädchen mehr. Dafür ſtehe ich dem Schurken."

Der Hauptmann hatte Luiſen gerettet. Der Miniſter hatte von dem Herrn von Heider erfahren, daß Guſtav Luiſen liebte, daß er wohl gar geliebt ſey. Sein Plan alſo war, vor der Ankunft Olofs die Verbindung zwiſchen ſeinem Sohne und Luiſen zu Ende zu bringen. Seines Sohnes Wunde — der Arm war zerſchmettert — wurde

so gefährlich, daß an nichts zu denken war.

Der Präsident überwarf sich mit seinem Neffen, der ihm versicherte, er würde an allen Orten die Schurkerei dieses Buben und seines Vaters bekannt machen. Sie bedenken nicht, daß sein Vater Minister ist. Der Präsident wunderte sich, daß es einen Menschen geben konnte, der gar nichts darnach fragte. Luise war gerettet. Sie fing an zu hoffen.

Da kamen der Graf, Sommern und Rosalie in die Hauptstadt. Der Minister gab Gustaven die Freiheit zurück. Er erfuhr nichts weiter, als daß er sich mit unziemlichen Reden der Polizei verdächtig gemacht hätte. Der Minister hatte des Fürsten Wort zu erhalten gewußt, daß die Güter sein Eigenthum bleiben sollten. Die Papiere waren in seinen Händen.

Prinz Ludwig ließ den Grafen Olof und Sommern wissen, er wünsch-

te, sie möchten suchen, den Minister mit Güte zu vermögen, die Papiere herauszugeben, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Graf Olof war einige Tage stumm umhergegangen, lächelnd, nur von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelnd. Endlich, da alle seine Kinder um ihn her versammelt waren, und seine Freunde, sagte er: „Sind wir denn nicht glücklich? sogar reich, reicher, als ich je war? denn der Drakensten ist ja mein! Was wollen wir ihn drängen und quälen, den unglücklichen Mann? Wenn Ihr mich liebt, meine Kinder, so —" seine drei Kinder fielen in seine Arme, „Sommern," fuhr er fort — „Du verlangst doch nicht, daß ich —"

„Mein Vater, ich bin der glücklichste Mensch der Erde in Rosaliens Arm. Lassen Sie ihn! Ich bin nicht arm! und sobald der Prinz Ludwig den Thron besteigt, gehe ich in seinen Dienst und bleibe hier bei Ihnen."

„Und

„Und der Hauptmann Wolf,“ fuhr Olof fort —“ ist ja reicher, als er es wünschte. Der Prinz hat ihn ja angestellt.“

„Ich verlange nicht einen Heller von dem elenden Menschen; aber, beim Teufel! die Papiere soll er herausgeben. Dafür habe ich meine Ehre verpfändet.“

„Das soll er! Und Du, Gustav? Du? Du liebst Luisen. Sie liebt Dich. Der Präsident wird ja zu bereden seyn, hoff' ich.“

„Ich gebe Gustaven Rantershoff. Ich stehe dir dafür, Olof, er schlägt den Grafen Drakensten nicht aus, wenn er hört, daß ich sein Bruder bin. Ich bin des Präsidenten Bruder: das überlaßt mir.“

„Nun denn, so laßt mich zu Erik gehen.“ Er nahm Hut und Stock, und fuhr auf das Gut, wo er sich aufhielt.

Er ließ sich melden; aber er wurde mit Härte abgewiesen. „Auch das!“

sagte Olof. „Auch das! Bin ich denn nicht glücklich? dennoch glücklich?" Er verließ lächelnd den Palast, worin er erzogen war und ging durch den wohlbekannten Park nach der Kapelle, wo seiner Mutter Sarg stand. Er trat unter den dunkeln Kreis der alten Fichten und Thränenweiden, welche das Erbgewölbe beschatten. Er dachte mit Schmerz daran, daß er den Schlüssel nicht hatte, daß er also den Sarg seiner Mutter nur durch die Fenster sehen könnte. Aber zu seinem Erstaunen sah er die große Thür offen stehen.

So wie er auf die Schwelle trat, sah er auf dem Sarge seiner Mutter ein Weib sitzen, das er sogleich für Elisen erkannte.

Der Schrecken übermannte ihn. Er rief mit lauter Stimme: „Elise!" Elise erkannte ihn an der Stimme wieder. Olof! Gott! Olof! welch ein Wiedersehen! o welch ein schreckliches Wiedersehen hier, hier unten den Todten! Hier,

wo mir einst ein Engel erschien, der gute Engel meines Lebens!"

„Welch ein Engel, Elise?" fragte er, noch immer betäubt.

„Laß uns schweigen, Olof! O laß uns schweigen von jenen Zeiten. Du warst glücklich. Ich war es nicht. O hasse mich nicht, Olof! obwohl ich Haß verdiene. O verachte mich nicht, obwohl ich — —" Sie wendete sich untröstlich und bitter ab. Dieses Gesicht voll Leiden erregte sein Mitleiden. „Ich habe Dich nie gehaßt, Elise!" sagte er, sanft ihre Hand an seine Brust drückend.

„Und ich? O wüßtest Du, Olof, Olof, wie ich Dich gehaßt habe, und warum ich Dich so hassen mußte, und wie die Liebe den Haß verschlang und der Haß die Liebe. O Du warst glücklich; ich war's nicht! Doch still! still! Warum bist Du hier, Vetter?"

„Ich wollte Erik sagen, daß ich glücklich bin, zufrieden, daß ich nichts

von ihm verlange, als Ruhe. Sag' es ihm, Base Elise! Er hat mich hart abgewiesen. Sag Du es ihm. Sage es ihm sanft! Ich verzeihe ihm nicht; aber ich will glücklich seyn."

„Du verzeihst ihm nicht? O Olof — Olof, verzeihst Du mir? o verzeihst Du mir? auch mir?"

„Elise, ihn haßte ich immer. Dich liebte ich einmal unendlich. Verzeihung ist das Wort nicht. O lebe wohl, lebe wohl, Du schöne Gespielin meiner Jugend, meines Herzens! Lebe wohl!" Sie standen beide stumm.

„Ich war nicht böse, Olof! Ich habe nie einen andern als Dich geliebt, Olof. Ich war nur einmal eitel, Olof. Deine Strafe war zu hart, zu grausam. Da fiel ich tief, Olof, sehr tief, aus Verzweiflung und Haß gegen Dich. Aber ich erhob mich wieder; Olofs Geliebte konnte nicht ganz fallen. Olof! Olof, laß uns einen Augenblick auf Dei-

ner Mutter Sarg sitzen. Deine Mutter that mir Unrecht. Ich war nicht böse. Du warst zu hart. Darum fiel ich. Es sind fast dreißig Jahre, da ich mit dir an diesem Sarge knieete. O Olof, sage, daß Du mich nicht verachtet hast!"

Sie knieete, er knieete neben Elisen. Dann nahm er ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, und sagte sanft: „Elise, ich habe Dich unendlich geliebt. War ich zu hart: o so verzeihe mir, meine Elise!"

„Ich verzeihe Dir alles, Olof! Du verachtest mich dennoch. Aber doch verzeihe ich Dir. Leb wohl, Olof, theurer Olof! Olofs Geliebte kann nicht schlecht seyn. Leb wohl!" Sie ging mit diesen Worten rasch aus dem Gewölbe und verschwand in den dunkeln Fichtenschatten.

Olof eilte ruhig zu Hause. Elise ging zu Erik. „Du hast Olof hart abgewiesen, Erik! Ich sprach ihn. Ich warne Dich, Erik!"

„Quäle mich nicht, Elise! Das Spiel muß ausgespielt werden. Muß! sage ich Dir. Es ist mir nicht mehr um die Güter; es ist um mein Amt, um meine Würde, um alles. Der Prinz frägt bei mir an um die Papiere Olofs, ob ich sie habe. Ich habe sie verleugnet. Ich kann nicht anders. Ich muß das Spiel ausspielen. Ich muß!"

„Verleugnet? dem Prinzen? weißt Du denn, daß dieser Sommern der vertrauteste Freund des Prinzen ist?"

Er sann nach. „Wenn auch! Man bedarf meiner, das weiß ich. Am meisten der Prinz. Er achtet mich, das weiß ich."

„Ich habe Dich gewarnt," sagte Elise — „und damit ich nicht gegen Dich zeugen muß, so lebe wohl!" Sie war in zehn Minuten abgereist.

Der Prinz Ludwig wußte nun durch Sommern alles. Graf Olof und

seine Familie lebte im Thorwenden im Genusse des höchsten Glücks. Der Prinz nahm Gustav, scheinbar auf Heiders Empfehlung, in seinen Dienst als seinen geheimen Kabinets-Sekretair. Er machte auf der Jagd mit Gustav einen Besuch bei dem Präsidenten. Es kostete dem Prinzen nur ein paar Worte, nur ein paar Winke auf die Zukunft, und der Präsident legte seiner Luise Hand in des jungen Grafen Gustavs Hand, und er freuete sich, daß seine Tochter so gehorsam war. Dann erfuhr auch der Präsident, daß sein Nachbar, Herr Ludolph, sein Bruder war. Eine Versöhnung, die der Präsident mit einem großen Geschrei feierte, erhöhete das Glück aller noch mehr.

„Sind wir nicht glücklich?“ fragte Olof. Nur der Hauptmann schüttelte den Kopf. „Den Teufel auch!“ rief er ungeduldig. Mir schmeckt nicht eher Glück und alles, bis Jeder hat, was ihm gehört. Wenn mich der Prinz nicht an mein

Wort gebunden hätte. — Ihr solltet sehen! Ihr solltet sehen!"

Da starb der Fürst. Der Minister ging ängstlich in das Kabinet des Prinzen, um zum erstenmal seine Befehle zu holen.

„Herr Graf," sagte der Fürst ernst — „Sie fühlen es vielleicht nicht so sehr, als ich selbst, wie unentbehrlich Sie dem Wohl des Landes und mir sind! Ich weiß sehr genau, sehr genau, Herr Graf, wie viel Böses Sie gehindert, *wie* viel Gutes Sie befördert haben. Aber ich muß Sie dennoch entbehren lernen. Sie waren ein guter Minister, aber kein ehrlicher Mann; und dem Mann, der mein Minister seyn soll, muß ich trauen können. Ich habe Ihnen des Grafen Olofs Papiere durch den Reitknecht des Herrn von Wolf einhändigen lassen. Ich habe eine Abschrift davon nehmen lassen. Hier ist sie! Ich fürchte nicht, daß Sie mir länger die Papiere ableugnen

werden. Ich bin dem Namen des verstorbenen Fürsten und seiner Freundschaft für Sie Ehrfurcht schuldig; ich bin Ihrer Amtsführung Dank schuldig, und so erlaube ich Ihnen, des Grafen Olofs Papiere in meine Hände, und dem Grafen Olof die Güter, die ihm gehören, zurückzugeben, wenn Sie anders nicht glauben, Rechte zu haben. — —"

„Der Wunsch meines Oheims, das Anerbieten des höchst seligen Fürsten, die Güter zum freien Eigenthum zu machen. —"

„Der Wunsch Ihres Oheims? Ich habe die Papiere gelesen. Ich ersuche Sie, lassen Sie mich Ihre gute Amtsführung und die Freuudschaft des Fürsten für Sie ehren! Es kann unmöglich Ihr Wunsch seyn, es ist nicht meiner, daß eine Untersuchung bekannt macht, daß ein Mann, wie Sie, einen so widersprechenden Charakter gehabt hat. Ich verzeihe Ihnen, daß Sie Ihre Gewalt, die leider! der

Mensch dem Menschen vertrauen muß, so mißbrauchten, Ihre eigenen nahen Verwandten in Fesseln zu schlagen; daß Ihr Sohn — doch still! ja still! Ich darf das nicht lange denken. Machen Sie, daß ich bald höre, daß der Graf Olof befriedigt ist. Ich hoffe, Sie werden so lange noch Ihr Amt versehen, bis ich Ihnen einen Nachfolger geben kann. O wollte Gott, Sie hätten die Papiere nicht verleugnet! ich hätte Ihnen nie einen Nachfolger geben dürfen. Es erfährt Niemand ein Wort von dem, was wir geredet!"

Der Fürst behandelte ihn mit Vertrauen, mit Güte. Olof erhielt sein Vermögen zurück, die Papiere auch. Eriks Herz war gebrochen. Denn der Fürst fand in einem alten Rathe den Minister, dessen sein Herz und das Volk bedurfte. Olof übergab seinem Sohne die Güter. Er selbst zog nach Seedorf, auf das Gut, das Kleemann hatte einrichten lassen. Julie und Rosalie lebten jeden Frühling bei ihm. Er kränzte

jedes Jahr die geliebten Gräber Beatens und seines edeln Vaters Troschke, und seine Kinder kränzten jedes Jahr seines Lebens mit neuen Blumen des Glücks und der Freude.

Ende
des dritten und letzten Bandes.

